



Der Sexualreformer Magnus Hirschfeld.

Ein Leben im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft
Internationale Tagung vom 11. bis 13. Mai 2003 in Potsdam

Als Sohn eines jüdischen Sanitätsarztes wurde Magnus Hirschfeld am 14.05.1868 in Kolberg/Pommern geboren. Nach seinem Studium der Philosophie, Philologie und Medizin ließ er sich 1893 als Arzt in Magdeburg nieder. Ab 1895 lebte er in Berlin und gründete dort zwei Jahre später das „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee“ (WhK). Hirschfeld trat seither massiv für eine Reform des Paragraphen 175 (StGB) ein. In Anlehnung an die Theorien von Karl Heinrich Ulrich vertrat Hirschfeld die Auffassung, dass Homosexualität weder als Krankheit noch als Laster, sondern als „natürlich angeborene Variante sexueller Neigungen“ zu werten sei und setzte sich fortan wissenschaftlich mit dieser Thematik auseinander. Gemeinsam mit Kurt Hiller gab er ab 1908 die „Zeitschrift für Sexualwissenschaften“ heraus und gründete zwei Jahre später die „Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik“. 1919 erfolgte schließlich die Gründung des Berliner „Instituts für Sexualwissenschaften“, das Hirschfeld bis zur Zwangsschließung 1933 leitete. Im Französischen Exil gründete Hirschfeld die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“. Gemeinsam mit dem Arzt Edmond Zammert erwog er in Paris ein neues „Institut des sciences sexologiques“ zu eröffnen. Dieses Unternehmen scheiterte, da Hirschfeld am 14. Mai 1935, es war sein 67. Geburtstag, starb.

Hirschfeld, der ein maßgeblicher Vorreiter der Sexualreform war, ist heute weitestgehend aus dem Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit verschwunden. Neben Homosexuellenvereinigungen, die die Verdienste des Sexualwissenschaftlers für die Schwulen- und Lesbenbewegung hervorheben und sich für eine Revitalisierung des Instituts für Sexual-

wissenschaften in Berlin einsetzen, gibt es nur einen kleinen Kreis von Wissenschaftlern, der sich in unterschiedlichen Fachbereichen mit dem Wirken des durch die Nazis doppelt Verfeimten auseinandersetzen.

„Per scientiam ad justitiam“ war Hirschfelds Lebensmotto, es steht auch so auf seinem Grab-



stein auf dem jüdischen Friedhof in Nizza. „Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit“ oder, freier übersetzt, „durch Wissenschaft zur Emanzipation“ durchzieht Hirschfelds Leben maßgeblich. Es subsumiert sein Emanzipationsstreben als deutscher Jude ebenso wie als homosexueller Deutscher. Allerdings tat er sich mit beidem in der Öffentlichkeit schwer. Während er sich zeitlebens für eine Reform des Paragraphen 175 einsetzte, vermied er es jedoch sich als Homosexueller zu „outen“. Ebenso tabuisierte er sein „Judesein“. In seinen persönlichen Aufzeichnungen finden sich so gut wie keine Äußerungen zu seiner jüdischen Herkunft.

Die dreitägige Tagung soll sich dem Leben und Werk des Sexualwissenschaftlers widmen

und dabei auch einen Bogen der Wirkungsgeschichte Hirschfelds von seinen Lebzeiten bis in unsere Tage hinein spannen. Während Hirschfelds Studien zur Sexualwissenschaft in den Nachkriegsjahren kaum Berücksichtigung fanden, provozieren seine Schriften seit Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts durchaus kontroverse Debatten. Mit der Neuaufgabe seiner 1914 veröffentlichten Schrift „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes“, 1984 von Prof. Haerberle herausgegeben, trat Hirschfelds „Zwischenstufen-Theorie“ ins Blickfeld der Genderforschung. In der Geschichtswissenschaft findet Hirschfeld sowohl im Bereich der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte, der Sozialgeschichte als auch in den Studien zur Nationalsozialistischen Eugenik zunehmend Beachtung. In den Kulturwissenschaften sind Hirschfelds Studien zur Hetero-, Homo- und Transsexualität von besonderem Wert.

Die fachübergreifende Auseinandersetzung mit Hirschfeld soll sich auf der Tagung widerspiegeln. Es werden daher Hirschfeld-Experten aus unterschiedlichen Disziplinen zugegen sein, die die Wirkung Hirschfelds Studien analysieren. Dabei wird sich zeigen, dass Hirschfeld durchaus kontrovers rezipiert wird. Nicht zuletzt der im Frühjahr 2000 von Rosa von Praunheim vorgelegte Film „Der Einstein des Sex“ über das Leben Hirschfelds löste bei Kritikern und Zuschauern durchaus zwiespältige Reaktionen aus.

Ziel der Tagung ist es, den neuesten Forschungsstand zu Leben und Werk Magnus Hirschfelds aufzuzeigen und dabei auch dessen Wirkung bis in die heutigen Tage hinein zu lokalisieren:

Fortsetzung auf Seite 2

Den Auftakt der Tagung bilden drei Vorträge zur Biographie Magnus Hirschfelds. Ralf Dose, M.A. (Berlin), Mitglied der Magnus Hirschfeld Gesellschaft, referiert über die Familiengeschichte („Wo meine Wiege, meiner Eltern Bahre stand ...“ – Die Familie Hirschfeld aus Kolberg); Alexandra Ripa (Humboldt Universität Berlin) zeigt und kommentiert einen audiovisuellen Zeitzeugenbericht der noch lebenden Haushälterin von Magnus Hirschfeld (Hirschfeld privat – Seine Haushälterin erinnert sich. Ein kommentierter Filmbeitrag), Dr. Marita Keilson-Lauritz (Bussum/Niederlande) erinnert an den Lebensabend von Hirschfeld, der durch sein Exil in Frankreich gekennzeichnet ist. Sein Gästebuch aus den Jahren 1933–1935 dokumentiert Hirschfelds Kontakte zur zeitgenössischen Intellektuellenszene, deren Schicksal weitestgehend durch Vertreibung, Exil und Heimatlosigkeit gekennzeichnet ist, was sich im Gästebuch eindrucksvoll widerspiegelt.

Dr. Friedemann Pfäfflin, Professor für Psychotherapie am Universitätsklinikum Ulm, will in seinem Festvortrag „Die Relevanz Hirschfelds hier und heute“ auf die noch immer gegebene Modernität Hirschfelds hinweisen.

Am zweiten Tagungstag steht Hirschfelds wissenschaftlicher Werdegang im Mittelpunkt (Sektion 2: „Wissenschaftliche Konzepte“). Zunächst wird Cornelia Osborne (Roehampton/England) mit ihrem Beitrag „Geburtenkontrolle und Bevölkerungs-

politik in der Weimarer Republik“ einen Kontext zur damaligen Lebenssituation der großstädtischen Bevölkerung herstellen. Andreas Pretzel stellt Hirschfelds Engagement bei der Gründung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft“ dar. Manfred Herzer, der 1992 eine Monographie über Hirschfeld vorlegte, die 2002 in zweiter, überarbeiteter Auflage erschien, stellt die „Konzepte des Dritten Geschlechts bei Adolf von Harnack, Leo Baeck und Magnus Hirschfeld“ dar.

In der nächsten Sektion („Das Institut für Sexualwissenschaft“) steht das von Hirschfeld gegründete „Institut für Sexualwissenschaft“ im Mittelpunkt. Dr. Rainer Herrn (Berlin), ein genauer Kenner der Thematik, referiert über das damals in Deutschland einzigartige Institut für Sexualwissenschaft während des gesamten Zeitraums seines Bestehens. („Vom Traum zum Trauma. Magnus Hirschfelds Institut für Se-

xualwissenschaft“); Atina Grossmann, Professorin am Cooper Colleg in New York, stellt Hirschfelds Institut in den Kontext des Zeitgeistes während der Weimarer Republik, die nicht zuletzt durch Sexualreform und Frauenemanzipation gekennzeichnet war („Magnus Hirschfeld, Sexualreform und die Neue Frau: Das Institut für Sexualwissenschaft und das Weimarer Berlin“); Dr. Joachim Schlör zeichnet ergänzend zum Beitrag von Atina Grossmann ein Kolorit des damaligen „Nachtlebens“



(„Nächtliche Erkundungen in Berlin. Auf den Spuren von Magnus Hirschfeld“). Anhand eines konkreten Beispiels für Transsexualität schildert Dr. Herman Simon, Direktor des Centrum Judaicum/Stiftung Neue Synagoge Berlin, „aus eines Mannes Mädchenjahren“ („N.O. Body. Aus eines Mannes Mädchenjahren“).

Eine anschließende Podiumsdiskussion wird zum Thema „Ein schwuler Jude und die deutsche Erinnerungskultur“ veranstaltet. Auf dem Podium werden diskutieren: J. Edgar Bauer (Heidelberg), Sophinette Becker (Frankfurt/M), Christina von Braun (Berlin), Rüdiger Lautmann (Hamburg), Manfred Herzer (Berlin), Rosa von Praunheim (Berlin) und Julius H. Schoeps (Potsdam).

Die Podiumsdiskussion vom Vorabend aufgreifend, wirft Dr. Christina von Braun, Professorin für Kulturwissenschaft an der Humboldt Universität Berlin am dritten Tag in der vierten

Sektion („Per scientiam ad justitiam“) die Frage auf: „Ist die Sexualwissenschaft eine „jüdische“ Wissenschaft?“ Daran anschließend wird Dr. Edgar J. Bauer (Heidelberg) Hirschfeld und sein Judentum beleuchten. Bauers These geht dahin, dass Hirschfelds Judentum Grundlage seiner Wissenschaft und seines emanzipatorischen Ansatzes sei. Ofer Nur (Los Angeles) geht dabei im besonderen auf Hirschfelds Untersuchungen in Palästina ein, das er 1932 besuchte und dort junge Kibbuzim und ihr Verhalten zur Sexualität beleuchtete. Rüdiger Lautmann, Professor für Soziologie an der Universität Hamburg und Verfasser der Schrift „Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Verdrängt und ungesühnt“ wird in seinem Beitrag „Mit dem Strom – gegen den Strom. Magnus Hirschfeld in der Sexualkultur um 1900“ Bauers These abrunden und die Ausgrenzungsfaktoren „Jude“ und „Homosexueller“ in den Kontext der Zeit stellen.

In der letzten Sektion, die den Titel „Hirschfeldrezeption in Politik und Literatur“ trägt, wird im Bereich der Wissenschaftsgeschichte und der Holocauststudien Hirschfelds Forschung, speziell auch zur Eugenik, näher betrachtet. Auf diesem Feld wird die Rolle Hirschfelds durchaus kontrovers diskutiert. Kritische Hirschfeld-Kenner betonen dabei, dass Hirschfeld, wenn er auch nicht explizit mit den Rassenhygienikern sympathisierte, sich doch mit ihnen eingelassen habe. Andreas Seeck (Magnus Hirschfeld-Gesellschaft Berlin) wird sich in seinem Beitrag „... im Dunstkreis der Täter?“ – Zur

kritischen Hirschfeldrezeption“ dieser Kontroverse annähern. Zum Ende der Tagung wird schließlich Hirschfelds „Einfluß“ in der zeitgenössischen und nachfolgenden Literatur aufgezeigt. Der Historiker und Lehrstuhlinhaber für Jüdische Studien, Prof. Dr. Julius H. Schoeps widmet sich Hirschfeld und dessen Begegnungen mit dem englischen Schriftsteller Christopher Isherwood, der wiederum jene Begegnungen in seinem literarischen Werk verarbeitete. David Prickett (Cincinnati) beendet die dreitägige Konferenz mit seinem Beitrag „Mein Verhältnis zur schönen Literatur [...]“: Literarische Auseinandersetzungen mit Magnus Hirschfeld“.

Elke-Vera Kotowski

Kontakt über:
Dr. Elke-Vera Kotowski, kotowski@rz.uni-potsdam.de, 0331-28094-12.

Einen Überblick über das Programm auf Seite 6.

Flurstück 159

Halberstädter Projekt zur Freilegung des Synagogengrundstücks

In Halberstadt befand sich eine der schönsten Barocksynagogen des norddeutschen Raumes. Die Synagoge war eine Stiftung des Halberstädter Hofjuden Berend Lehmann (1661–1730) und wurde 1712 eingeweiht. Lehmann war vor allem für den Kurfürsten von Sachsen, August den Starken, tätig. Er beschaffte unter anderem Ausstattungsstücke für den Zwinger und Pretiosen aus ganz Europa. Deshalb war Lehmann die barocke Pracht des Dresdner Hofes vertraut, und er orientierte sich bei der Ausstattung der Halberstädter Synagoge daran. Bemerkenswert ist zudem, daß Lehmann zu diesem frühen Zeitpunkt, als es kaum Ansätze für eine explizite Synagogenarchitektur gab, einen Baumeister

mit der Gestaltung der Synagoge betraute. Bedeutende Ausstattungsstücke der Synagoge wurden allerdings im 19. Jahrhundert von der Gemeinde veräußert, als sie in finanziellen Schwierigkeiten war. 1879 wurde die Synagoge renoviert, modernisiert. Sie wurde zudem um eine Eingangshalle sowie ein Treppenhaus, das zur Frauenempore führte, erweitert. Dieser Bauzustand blieb im wesentlichen bis zu ihrer Zerstörung.

Am 9. November 1938 wurde die barocke Gemeindesynagoge in Halberstadt geplündert. Allerdings wurde sie nicht angezündet, da die Synagoge eng umschlossen von den Häusern der Baken- und der Judenstraße war, und man fürchtete, das gesamte Quartier könne abbrennen.

Jedoch verfügte das Bauordnungsamt Hal-

abtragen lassen, da es aufgrund der durch die Plünderung verursachten Schäden baufällig sei und eine Gefährdung für die Öffentlichkeit



Foto: C. Fetscher

darstelle. Der Abriß begann noch im November 1938 und war im Mai 1939 abgeschlossen.

Es blieben lediglich ein Mauerrest der 1879 errichteten Eingangshalle auf der Rückseite des Hauses Bakenstraße 57 und Rudimente der ebenfalls zur Eingangshalle gehörenden Frauengarderobe stehen. Aufgrund seiner Nutzung als Hühnerstall ist auf dem Grundstück noch ein kleines gemauertes und mit einem Ziegeldach versehenes Gebäude erhalten. Dies wurde von der jüdischen Gemeinde bis Ende des 19. Jahrhunderts für das Mazzenbacken genutzt.



Foto: C. Fetscher

Die Autorin des Beitrags und Geschäftsführerin der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt, Jutta Dick

berstadt mit dem 18. November, die Synagogengemeinde Halberstadt müsse das Gebäude

Während der Kriegsjahre wurden auf dem Gelände Splittergräben hergestellt und nach

1945 wurde das Grundstück von Anliegern der Baken- und der Judenstraße als Gartenland genutzt.

Derzeit ist das Gelände verwildert, aber es finden sich Platten und Mauersteine, die vermutlich von dem Synagogenbau stammen. Bisher hat keine systematische Freilegung statt-

gefunden, so daß nicht bekannt ist, ob möglicherweise Grundmauern oder Ähnliches erhalten sind. Eine Luftbildaufnahme aus dem Jahr 1990 erlaubt jedoch die Vermutung, daß Reste der Grundmauern der Synagoge vorhanden sein könnten.

In Absprache mit dem Landesamt für Archäologie ist für Frühjahr/Sommer 2003 eine Freilegung der Synagogenreste geplant. Dr. Rüdiger Scholz, vormals Geologe an der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe in Hannover, hat die Leitung des Projektes in die Hand genommen. Er bereitet die Freile-

gung als eine Maßnahme vor, in die Kinder und Jugendliche aus dem Stadtviertel sowie Schülergruppen eingebunden werden. Begleitend zur Freilegung werden Kenntnisse über Judentum, deutsch – jüdische Geschichte sowie die Zeit des Nationalsozialismus vermittelt, um antisemitischen Stereotypen und Fremdenfeindlichkeit entgegenzuwirken. Gleichermaßen soll bei den Kindern und Jugendlichen ein Verantwortungsgefühl für das Synagogen Gelände entstehen und durch sie als Multiplikatoren das Ensemble Moses Mendelssohn Akademie mit dem Berend Lehmann Museum in das Stadtviertel stärker integriert werden.

Gefördert wird die Maßnahme von der F.C. Flick Stiftung gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz.

Jutta Dick

**Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt**

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Europäische Stadtplanungsutopien in Erez Israel

Die Gartenstadt als Planungsmodell

Ein Spaziergang im heutigen Tel Aviv, beginnend am Yarkon-Fluß im Norden und dann immer die Ben-Jehuda-Straße nach Süden, bis sie irgendwann Allenby-Straße heißt, und

Stadt prägen und ihr das Antlitz einer zur Küste orientierten Gartenstadt verleihen ...

Gebaut wurde in den 30er Jahren zwischen der Allenby und dem Yarkon von den aus

Mit der Gründung von Achusat Bajit beginnt 1909 die städtebauliche Grundlegung der Gartenstadtidee in Erez Israel. Wenige Jahre zuvor war sie von dem Briten Ebenezer Howard



Grundsteinlegung von Achusat Bajit 1909

weiter bis zum Rothschild-Boulevard und der Straße nach Petach Tikwah ... Für den zeitgenössischen Flaneur kann dieser Weg auf einer der langen Magistralen parallel zum Meer zu einer städtebaulichen und architekturhistorischen Geschichtsmeile werden. Und mit ein bisschen Phantasie eine Zeitreise durch Dünen sand – vorwärts in die Vergangenheit.

April 1925. Der Stadtrat von Tel Aviv tritt an den schottischen Urbanisten Patrick Geddes heran, den ersten Generalplan in der Geschichte der Stadt zu entwerfen, der auch das nördliche Erweiterungsgebiet der Stadt bis zum Yarkon umfassen soll. Hier im Norden, entlang und südlich des Flusses, gibt es nichts als Dünen sand. Das seit 1921 durch die britische Mandatsmacht zum Stadtgebiet erklärte Tel Aviv hatte sich erst wenige Straßenzüge hinter der Allenby herausentwickelt, in den letzten Jahren zunehmend plan- und strukturloser. Geddes' Plan, den er im November 1926 vorlegte und mit dem er das heutige Straßennetz und die Lage der wichtigsten öffentlichen Plätze bis zum Yarkon fixierte, entwirft eine Utopie. Die Neustadt sollte ein „Fruit Garden City“ werden, mit rosen-, wein- und olivenbewachsenen Fußgängerpassagen, die maximal 2- bis 3-geschossigen Wohnblöcke sollten im Inneren mit Fruchtbäumen bepflanzte Wiesen, Spiel- und Tennisplätze enthalten. Die Gartenstadtidee, wie sie die Anfänge Tel Avivs gekennzeichnet hatte, sollte nach Geddes' Vorstellungen wieder das Bild der

Mitteleuropa einwandernden jüdischen Architekten das größte Freilichtmuseum der Architektur des Neuen Bauens und des Bauhauses.

April 1909. Sechzig Familien, jüdische Kaufleute, Lehrer und Akademiker aus Jaffa stehen 2 Kilometer nordwestlich der alten Hafencity, nahe der Straße nach Petach Tikwah, inmitten von Dünen. Ein 1 Kilometer breiter Sandstreifen trennt sie vom Meer. Sie legen den Grundstein für ein neues Wohnviertel. Es soll sich von den existierenden Stadtvierteln in ganz Palästina unterscheiden – in seiner wohlgeplanten Anlage, seinen freistehenden Häusern mit Gärten, seinen breiten gepflasterten Straßen, einer öffentlichen Grünanlage und dem neuen „hebräischen Geist“, der das Viertel beseele und in dem Bau des Hebräischen Gymnasiums seinen Ausdruck finden soll. Achusat Bajit soll das Wohnviertel heißen und das erste sein, das nach dem Planungsmodell der Gartenstadt in Palästina errichtet wird. 1910 wird der Vorort in Tel Aviv umbenannt und ist wegen seiner vorbildlichen Anlage landesweit bekannt ... Die Allenby wird erst einige Jahre später gebaut.

als Antwort auf die urbanen Probleme Londons in seinem bekannt gewordenen Buch *Garden Cities of To-morrow* (1902) propagiert worden. Die Schrift sollte eine der einflussreichsten Stadtplanungsutopien des 20. Jahrhunderts

werden, ihre Planungsprinzipien weltweit adaptiert. Als kulturhistorische Untersuchung mit einem städtebaulich-ideengeschichtlichen Ansatz sucht das Dissertationsprojekt „Gartenstädte für Erez Israel“ die Rezeptionsgeschichte der Gartenstadtidee beim zionistischen Siedlungswerk anhand der historischen Planungskonzeptionen von Tel Aviv bis zur Errichtung der jüdischen Gartenvororte von Jerusalem, auf dem Karmel bei Haifa oder am Kinneret bei Tiberias in den 20er Jahren zu hinterfragen. Beginnend mit einer Spurensuche zu Theodor Herzls Stadtbaupositionen, wie er sie insbesondere in seiner Romanutopie *Altneuland* (1902) entworfen hat, bis zur Auflösung des ersten städtebaulichen Amtes des



Ines Sonder, geboren 1964
1983–1989 Lehramtsstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1989–1992 Lehrtätigkeit, 1992–1999 Studium der Kunstgeschichte und Hebraistik/Israelwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin, seit 1999 Doktorandin am MMZ, seit 2000 Stipendiatin der Heinrich Böll Stiftung, seit 2001 Kollegiatin des Graduiertenkollegs MAKOM

Jischuvs, dessen Leitung von 1920 bis 1927 der aus Frankfurt/Main stammende Architekt

Jischuvs, dessen Leitung von 1920 bis 1927 der aus Frankfurt/Main stammende Architekt

Fortsetzung auf Seite 5

Bewegung im Haus des Nobelpreisträgers

Das Sommerhaus Albert Einsteins in Caputh bei Potsdam

Es ist Bewegung in die Sache um das Einstein Haus in Caputh gekommen. Jahrelang ist das Sommerhaus des berühmten Physikers am Templiner See vernachlässigt worden. Wegen ungeklärter Eigentumsverhältnisse konnte nicht renoviert werden, und das Gebäude verfiel zusehends. Schließlich musste es auch für die Öffentlichkeit gesperrt werden. Doch seit Juli 2002 sind Bauarbeiter zugange an diesem weltweit einzig erhaltenen Wohnhaus, das das Andenken an das Leben des Nobelpreisträgers bewahrt.

Fenster und Fensterläden sind abgenommen –, die schönen, weißen französischen Fensterläden, die das Aussehen des Hauses in besonderer Weise prägen. Sie werden vorsichtig von der abblätternden Farbe be-

freit. Der Tischler repariert die Schäden, die Wind und Wetter am Holz hinterlassen haben. Danach werden die Fensterläden in neuem Glanz erstrahlen. Zudem hatte sich Schwamm im Keller eingenistet. Er ernährt sich von Holz, was zu einer akuten Gefährdung der zarten Konstruktion führt. Auch dieser ist beseitigt worden. Der Keller wird gelüftet und ausgetrocknet, damit der Schwamm sich nicht mehr einnisten kann.

Das sind jedoch alles nur Maßnahmen, die der Sicherung des Bestandes des Hauses dienen. 77.500 Euro hat der Beauftragte der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien dafür bereitgestellt. Eine großangelegte Restaurierung des Gebäudes allerdings ist rechtlich erst dann möglich, wenn klar ist, wer der Eigentümer ist. Seit der Wende zieht sich ein langwieriges Rückgabeverfahren hin. Derzeit bemüht sich die Hebräische Universität, der rund 70% des Anwesens zugesprochen wurde, um Einigung mit den übrigen Erben. Das sind zum Großteil wohlwärtige und wissenschaftliche Institutionen in den USA.

Wenn die Eigentumsfrage gelöst ist, soll das Haus in einem zweiten Schritt vollständig restauriert werden. Das Einstein Forum, das in unmittelbarer Nachbarschaft zum Moses Mendelssohn Zentrum am Neuen Markt 7 sitzt und das Haus in Caputh verwaltet, arbeitet derzeit eng mit dem Denkmalschutz und zwei

Architekten an einem Restaurierungskonzept. In Zukunft soll das Haus für wissenschaftliche Zwecke genutzt werden – ganz im Sinne Einsteins, der nie wollte, dass seine Wohnung zu einem Museum werde. Empfänge für wichti-

nach Deutschland zurück. Das benachbarte jüdische Kinderheim durfte das Haus nutzen, bis es 1936 enteignet und Eigentum des preußischen Staats wurde. Die Gemeinde Caputh, die auch heute noch als Eigentümerin im Grundbuch steht,



Foto: R. Schreiter

Einstein Haus in Caputh. Zustand im Februar 2003

ge Persönlichkeiten und Gäste des Einstein Forums oder der Hebräischen Universität sollen dort stattfinden, wie etwa für die Nobelpreisträger, die jährlich vom Einstein Forum zu einem Vortrag nach Potsdam eingeladen werden. Aber auch junge Nachwuchswissenschaftler, die sich mit interdisziplinären Fragen beschäftigen, werden dann dort einen Sommer verbringen dürfen und ihren Forschungen im Ambiente des großen Denkers nachgehen können. Doch soll die Öffentlichkeit keineswegs ausgeschlossen werden. Kleinere Kammerkonzerte sollen das kulturell interessierte Publikum ansprechen. Einmal in der Woche während der Sommermonate soll es Führungen durch das Haus geben, bei denen eine breitere Öffentlichkeit Gelegenheit hat, sich diese Wirkungsstätte des berühmten Wissenschaftlers anzuschauen.

Das Holzhaus wurde nach Einsteins Vorstellungen von dem damals 27-jährigen Architekten Konrad Wachsmann gebaut. Später ist Wachsmann, der u.a. mit Walter Gropius zusammenarbeitete, weltberühmt geworden mit der Entwicklung eines Systems für Fertighäuser aus Holz.

Einstein verbrachte drei schöne Sommer von 1929 bis 1932 mit seiner Familie in Caputh. „Komm nach Caputh, pfeif auf die Welt“ schrieb er aus seinem kleinen „Paradies“ an seinen Sohn. Im Winter 1932/33 kehrte er von einer Vortragsreise in die USA nicht wieder

nach Deutschland zurück. Das benachbarte jüdische Kinderheim durfte das Haus nutzen, bis es 1936 enteignet und Eigentum des preußischen Staats wurde. Die Gemeinde Caputh, die auch heute noch als Eigentümerin im Grundbuch steht, kaufte das Haus für eine lächerliche Summe. Eine Zeit lang belegte der BDM und die Hitler-Jugend Einsteins ehemaliges Paradies mit Beschlag, gegen Ende des Krieges quartierte sich schließlich auch die Wehrmacht hier noch ein. Danach, bis 1978 wurde das Haus von verschiedenen Mietern bewohnt; 1978 nahm sich die Akademie der Wissenschaften der DDR des Hauses an und ließ es zum 100. Geburtstag Einsteins renovieren. Der Architekt Konrad Wachsmann

begutachtete die Restaurierung seines Jugendwerks. Bis zur Wende befand sich das Einstein Laboratorium dort und das Gebäude diente als Gästehaus für Wissenschaftler.

Bis zum Jahr 2005 soll das Ensemble renoviert sein, denn dann jährt sich Albert Einsteins Todestag zum 50. Mal und es gilt, 100 Jahre spezielle Relativitätstheorie zu feiern. Mit einer großen Ausstellung, in die auch Einsteins Sommersitz einbezogen werden soll, will man diese Jahrestage begehen. Die Mittel allerdings, die für die Renovierung notwendig sind, müssen noch aufgetrieben werden.

Michaela Adelberger

Fortsetzung von Seite 4

und Stadtplaner Richard Kauffmann inne hatte, soll vor dem Hintergrund der historischen Zäsuren und städtebaulichen Rahmenbedingungen am Ende der osmanischen Herrschaft und zu Beginn der britischen Mandatszeit über Palästina das Porträt einer Stadtplanungsepoche und ihrer wichtigsten Akteure beim zionistischen Siedlungswerk gezeichnet werden, deren Visionen und Konzeptionen den Beginn einer städtebaulichen Planung und Entwicklung des Jischuv am Beginn des 20. Jahrhunderts markierten.

Ines Sonder

Wie im DIALOG bereits vermeldet, steht die Landeshauptstadt Potsdam in diesem Jahr unter dem Thema „Jahr der Wissenschaft“. In diesem Rahmen wird am 23. und 24. Mai 2003 ein „Tag der Offenen Tür“ bei den geisteswissenschaftlichen Ein-



richtungen am Neuen und Alten Markt in Kooperation mit der Fachhochschule Potsdam, dem Filmmuseum Potsdam, dem Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte und der Stadt- und Landesbibliothek stattfinden. An diesen beiden Tagen werden neben dem Moses Mendelssohn Zentrum folgende weitere geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtungen für das interessierte Publikum offen stehen: Einstein Forum, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Forschungszentrum europäische Aufklärung, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften sowie Deutsches Kulturforum östliches Europa. Das Moses Mendelssohn Zentrum wird sich mit Führungen durch die Instituträume und durch die Bibliothek beteiligen.

Weitere Informationen und Veranstaltungstermine zum Jahr der Wissenschaft 2003 finden Sie im Internet unter www.potsdam.de.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D - 14467 Potsdam

Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D - 38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mmmz-halberstadt@t-online.de

Redaktion:

René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:

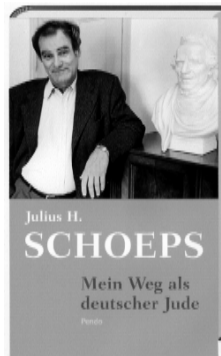
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D - 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Buchvorstellung in Berlin

Die Literaturhandlung Berlin veranstaltet am Mittwoch, den 9. April 2003, um 20.00 Uhr, in Zusammenarbeit mit der Stiftung „Neue Synagoge-Centrum Judaicum“ im Centrum Judaicum Berlin in der Oranienburger Straße 29 eine Buchlesung mit dem Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums, Prof. Dr. Julius H. Schoeps.

Julius H. Schoeps, der 1942 im schwedischen Exil geboren wurde, legte unter dem Titel „Mein Weg als deutscher Jude“ seine Memoiren



ISBN 3-85842-544-3

vor. Auf 300 Seiten wird das bewegte Leben eines der profiliertesten deutschen Juden nach 1945 geschildert: Ausgehend von der Kindheit in Schweden, über seine Jugend in Erlangen und die prägenden Erfahrungen in der Berliner Studentenbewegung bis hin zu seinem Weg in die Wissenschaft, entsteht das Bild eines aktiv in seine Lebenswelt eingreifenden Wissenschaftlers und Publizisten. Seine Analysen zum belasteten Zustand des deutsch-jüdischen Verhältnisses haben über Jahrzehnte die Debatten in der Bundesrepublik begleitet. Das Buch ist im Pendo Verlag erschienen und für Euro 19,90 erhältlich.

Mendelssohn Kolloquium

Das Moses Mendelssohn Zentrum und das Graduiertenkolleg „Makom“ veranstalten auch im Sommersemester 2003 ein Mendelssohn-Kolloquium. Die im Wintersemester 2002/2003 begonnene Vortragsreihe mit dem Titel „Jüdische Topographien“ wird fortgesetzt. Ihre Teilnahme bereits zugesagt haben unter anderem Deborah Hertz, Monika Richarz, David Cesarani und Gennady Estraiikh, angefragt wurden außerdem David Sorkin, Karl August Lückerath und Levia Wittmann.

Die Veranstaltungen finden zwischen dem 15. April und dem 2. Juni jeden Montag um 17.15 Uhr im Veranstaltungsraum des MMZ am Neuen Markt 8 statt. Nach der endgültigen Festlegung finden Sie die Termine auch auf den Internetseiten des MMZ unter www.mmmz-potsdam.de. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an Dr. Hiltrud Wallenborn, Tel. 0331-280 94-18.

Programm der Magnus Hirschfeld-Tagung

Internationale Tagung
11.-13. Mai 2003, Altes Rathaus Potsdam

Sonntag, den 11. Mai 2003

16.00 Uhr

BEGRÜßUNG

Dr. Elke-Vera Kotowski und
Prof. Dr. Julius H. Schoeps

16.15-18.00

SEKTION 1: BIOGRAPHISCHES
18.00

ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG

19.15 Uhr

ÖFFENTLICHER VORTRAG

20.00 Uhr

KLEINER EMPFANG

Montag, 12. Mai 2003

9.30-12.30

SEKTION 2: WISSENSCHAFTLICHE KONZEPTE
14.00-18.00

SEKTION 3: DAS INSTITUT FÜR
SEXUALWISSENSCHAFT

20.00 Uhr

PODIUMSDISKUSSION

Ein schwuler Jude und die deutsche Erinnerungskultur

Dienstag, 13. Mai 2003

9.30-12.30

SEKTION 4: „PER SCIENTIAM AD JUSTITIAM“

14.00-17.00

SEKTION 5: HIRSCHFELDRZEPTIONEN IN
POLITIK UND LITERATUR



Kontakt:

Dr. Elke-Vera Kotowski
Tel. 0331-280 94-12

Das ausführliche Programm finden Sie auch
im Internet unter www.mmmz-potsdam.de.



VW-Stiftung fördert Forschungsprojekt des MMZ „Russisch-jüdische“ Immigration in die USA, nach Israel und Deutschland im Vergleich

Für die Durchführung und Koordinierung einer vergleichenden Untersuchung zur Situation der „russisch-jüdischen“ Immigranten in Deutschland, Israel und den USA hat die VolkswagenStiftung dem Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien Personal- und Sachmittel in Höhe von 220.000 Euro für einen Zeitraum von zwei Jahren bewilligt. Unter Leitung des Historikers Prof. Dr. Julius H. Schoeps (Direktor des MMZ) und des Kulturwissenschaftler Prof. Dr. Willi Jasper (MMZ) sowie der Mitarbeit des Zeithistorikers Olaf Glöckner, MA (MMZ) wird die Untersuchung in Kooperation mit dem International Institute of Sociology der Universität Tel Aviv (Israel) und der Augusta State University Georgia (USA) auf interdisziplinärer Grundlage durchgeführt. Damit setzt das MMZ seine langjährige Migrationsforschung zur Frage der Integration und Selbstbehauptung russischer Juden mit einem internationalen Großprojekt fort. Die bisherige Forschungsarbeit des MMZ ist bereits in zwei umfangreichen Studien (1996 und 1999) dokumentiert. Auch die Kooperationspartner haben einschlägige wissenschaftliche Publikationen veröffentlicht.

Prof. Eliezer Ben-Rafael lehrt an der Tel Aviv University und ist Präsident des „International Institute of Sociology and Chair of the Israeli Association for the Study of Language“. Er hat in den letzten Jahrzehnten über Ethnizität und Sprache in Israel, über Transformationsprozesse in den israelischen Kibbuzim und über jüdische Identitäten geforscht. Mit Identität und Sprache der russischen Juden in Israel beschäftigt er sich ebenfalls seit Mitte der 90er Jahre. Assistant Professor Paul A. Harris und seine Kollegen von der Augusta State University (Georgia) beschäftigen sich seit Mitte der 90er Jahre mit Fragen ethnischer Beziehungen im Rahmen von Migrationsprozessen. Der Politikwissen-

schaftler promovierte 1997 über „The Politics of Reparation and Return. Soviet Jewish and Ethnic Migration to the New Germany“. In einer weiteren Untersuchung geht Paul Harris der Frage nach: „Is Germany an Ethnic Nation? Ethno-National Identity Transformation In Light of Post-War Immigration.“

Nicht erst seit gestern ist sich die Migrationsforschung einig, dass soziale und kulturelle Integration

jüdischen Emigranten der Gegenwart. Rund 1,5 Millionen von ihnen haben die frühere Sowjetunion seit 1989/90 verlassen: Israel (1 Mio.), USA (300.000) und Deutschland (175.000) heißen die bevorzugten Zielländer.

Auf den ersten Blick gesehen, finden sich die „russischen Juden“ – wie in der modernen Migrationsforschung mehr oder weniger alle ehemaligen jüdischen Bürger der Sowjetunion bzw. heutigen GUS-Staaten bezeichnet werden – in den genannten drei Aufnahmeländern vergleichsweise unproblematisch in ihre neue Umgebung ein. Weder fallen sie als soziale „Rand“- oder „Problem“-Gruppe auf, noch machen sie durch übermäßige Fluktuationsraten Schlagzeilen. Im Gegenteil: In Deutschland sehen viele Beobachter die russisch-jüdischen Zuwanderer sogar als Schlüsselgruppe für eine „jüdische Renaissance“. Israel hat dank der „russischen Aljiah“ in den 90er Jahren einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung und beeindruckende Wachstumsprozesse insbesondere im High Tech-Bereich vermerken können. In den Vereinigten Staaten wiederum besitzt russisch-jüdische Zuwanderung die längste Tradition, Mitglieder der neuen Immigrationswelle können auf Erfahrungen und Netzwerke ihrer Vorväter zurückgreifen.

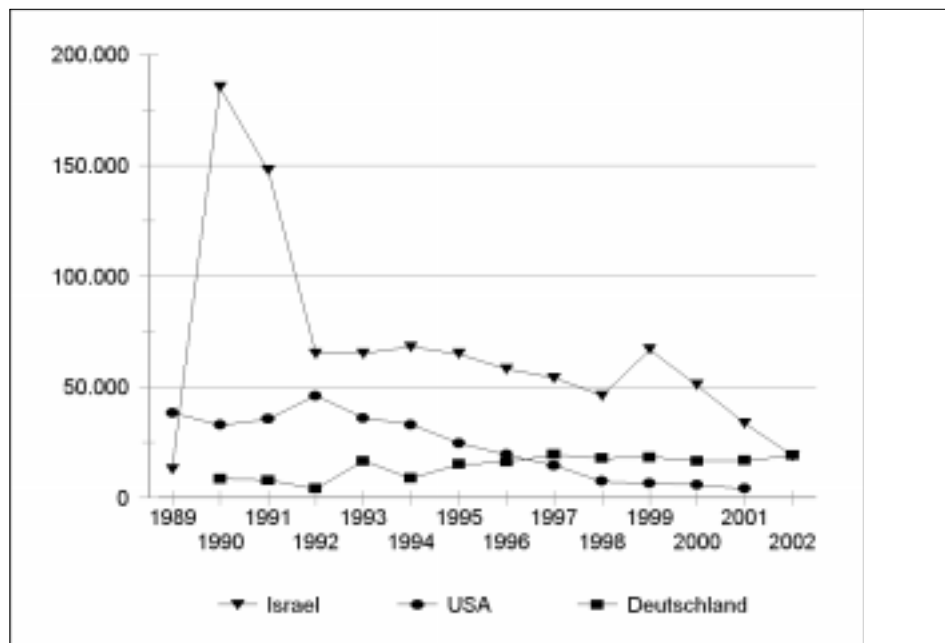
Und dennoch: Gerade im Bereich der kulturellen Integration gestaltet sich die russisch-jüdische Zuwanderung der letzten Jahre alles andere als einfach. Signifikantes Phänomen in allen genannten drei Aufnahmeländern ist eine ungewöhnlich starke kulturelle Selbstbehauptung der Immigranten, die sich insbesondere am Beibehalten der Weitervermittlung der russischen Sprache, einem dominanten Trend des „Unter-Sich-Bleibens“ und einer ausgeprägten Nutzung russisch-sprachiger Medien zeigt. So wurde in der Forschung bereits das Phänomen der „russischen Kulturenklaven“ in Israel und den USA skizziert, während in Deutschland etwas vorsichtiger mit dem Begriff der „ethnischen Kolonie“ gearbeitet wird, aber ähnliche inhaltliche Probleme geschildert werden.



zusammen gehören. Menschen, die sich auf der Suche nach einer neuen Heimat befinden, wollen nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern auch in der sie aufnehmenden Gesellschaft „ankommen“. Dass dies ein langwieriger und oft auch komplizierter Prozess ist, erleben auch die russisch-

In der Forschung ist die Frage bisher offen geblieben, ob die mit dem kulturellen Selbstbehauptungswillen einhergehende Manifestierung von „Enklaven“ Ausdruck einer neuen Identität ist – die in gewisser Weise die russischen bzw. sowjetischen Kulturerfahrungen tradiert und konserviert –, oder ob es sich um mehr oder weniger starke Gegenreaktionen auf

In den Beratungen wurde noch einmal das Ziel der Projektplanung unterstrichen. Es geht um die Untersuchung von Besonderheiten und Problemen der soziokulturellen Integration von jüdischen Immigranten aus dem Gebiet der früheren Sowjetunion, die sich seit Anfang der 90er Jahre in Israel, Deutschland und den USA angesiedelt haben. Ziel ist es,



defizitäre Eingliederungsmechanismen und eine als ignorant bis feindlich empfundene Umgebung handelt.

Ein erster Erfahrungsaustausch im Rahmen des neuen Projekts erfolgte anlässlich einer Arbeitskonferenz der drei Wissenschaftlerteams und eines Workshops des Graduiertenkollegs „Makom“ in Potsdam am 11. und 12. Juni. Neben den Projektwissenschaftlern (Prof. Schoeps, Prof. Jasper, Prof. Ben Rafael, Prof. Harris und MA Glöckner) sprachen in Potsdam auch der Gesandte des Staates Israel, Mordechai Lewy, der Politologe Prof. Dr. Abraham Ashkenasi (Freie Universität Berlin), die Journalistin und Sozialarbeiterin Yudit Kessler („Jüdisches Berlin“) sowie der Redakteur Michail Rumer-Saraew („Jevrejskaja Gazeta“).

Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Verhältnis von Integration und Selbstbehauptung der Betroffenen zu ermitteln und aus dem Vergleich Aufschluss darüber zu erhalten, welche Erfahrungen und Modelle von Land zu Land in sinnvoller Weise übertragbar und kulturpolitisch nutzbar sind.

Angesichts wachsender globaler Spannungen und Krisen sind sich die am Projekt beteiligten Forscher aus Deutschland, Israel und den USA darüber einig, dass nicht nur die inhaltliche Analyse der sozialen, religiösen und kulturellen Migrationsproblematik von aktueller Bedeutung ist, sondern zunehmend auch die Form internationaler Wissenschaftskooperation.

red

Erste Integrationskonferenz in Potsdam

Vielschichtig wie die gesamte Problematik der russisch-jüdischen Migration war auch das Themenspektrum, das Referenten und Auditorium am 12. Juni im MMZ ansprachen. Während etwa der Gesandte des Staates Israel, Mordechai Lewy, Deutschland als eine nachgeordnete Option für russisch-jüdische Auswanderer betrachtete, unterstrichen leitende Redakteure der „Jevrejskaja Gazeta“ aus Berlin, dass sich unter den hiesigen Immigranten ganz eigene Formen von Identität und Kulturverständnis entwickelten. Professor Ben-Rafael (Israel) wies auf die dringende Notwendigkeit hin, gerade auch das Phänomen der „transnationalen Diaspora“ zu untersuchen. Viele der russisch-jüdischen Migranten besaßen enge Verbindungen in verschiedene Aufnahmeländer und parallel auch intensive Kontakte in die frühere Sowjetunion – was enorme Auswirkungen auf Integration und kollektive Identität habe. Dr. Paul Harris (USA) stellte eine ganze Palette von Hilfsorganisationen und sozialen Netzwerken vor, mit denen die Jüdischen Gemeinden in den USA ihre Neumitglieder unterstützten. Judith Kessler gab eine profunde Bestandsaufnahme zur Integration in Berlin.

Migrationshintergrund

Russische Juden in den USA

Bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts reicht die Emigrationsgeschichte russischer Juden in die USA zurück. Mehr als eine Million jüdischer Bürger verließen damals das Zarenreich. Neben Israel blieben die USA das gesamte 20. Jahrhundert über die zweitwichtigste Adresse für die Emigranten. Nach dem Ende des „Kalten Krieges“ haben die USA wiederum mehr als 300.000 russische Juden aufgenommen, allerdings ist die jährliche Einreisquote seit Mitte der 90er Jahre rapide gefallen. Die Neuzuwanderer kommen in eine Gesellschaft mit hart umkämpftem Arbeitsmarkt und großen sozialen Gegensätzen, können sich aber auch auf engagierte Hilfsorganisationen (u.a. HIAS) und ein effizientes Netz amerikanisch-jüdischer Gemeinden und Vereine stützen.

Russische Juden in Israel

Russische Zionisten und Sozialisten waren federführend beim Aufbau des Jischuv und des Staates Israel beteiligt. Auch während der 70er Jahre – in einer Phase politischen „Tauwetters“ zwischen den Supermächten USA und UdSSR – gelang rund 250.000 sowjetischen Juden die Alijah. Die jüngste – nach dem Fall des „Eisernen Vorhanges“ ausgelöste – russisch-jüdische Einwanderung sprengt nun alle vorherigen Dimensionen: Mehr als 1 Million russischer Juden sind seit 1990 nach Israel gekommen, was eine Zunahme der Bevölkerung um 20 Prozent bedeutete. Mit neuen Medien, eigenen Verbänden und sogar politischen Parteien sind die „Russen“ in Israel stärker als je zuvor.

Russische Juden in Deutschland

Spätestens seit Mitte der 90er Jahre ist augenscheinlich geworden, dass das wiedervereinigte Deutschland eine Schlüsselrolle bei der Stabilisierung und kulturellen Erneuerung des Judentums in Mittel- und Westeuropa inne hat. Auf der Basis der so genannten „Kontingentflüchtlingsregelung“ haben seit 1990 mehr als 170.000 russische Juden und ihre Angehörigen eine neue Heimat in der Bundesrepublik gefunden. Die Zahl der jüdischen Gemeindeglieder hat sich verdreifacht, auch die Altersstruktur hat sich verjüngt. Doch während die russischen Zuwanderer für die Zukunft der jüdischen Gemeinden im Land von elementarer Bedeutung sind, stagniert ihre soziokulturelle und berufliche Integration in vielen Fällen.

Lilly, Ruth und Judith

Jüdische Zeitzeuginnen zu Besuch in Halberstadt

„Wenn Hitler nicht gewesen wäre, so würde ich vielleicht noch heute eine Halberstädterin sein.“, kommentiert Lillyan Rosenberg, geborene Cohn, die Rede des Oberbürgermeisters Hans-Georg Busch, bevor sie sich in das Goldene Buch einträgt. Zum ersten Mal seit über 60 Jahren sieht Lillyan Rosenberg ihre Geburtsstadt Halberstadt wieder.

Schulweg mit Steinen beworfen wurden, weil sie Juden waren. „Ich kann es mir nicht erklären. Von einem Tag auf den anderen wurden wir isoliert“, so eine der Zeitzeuginnen.

Die Fotowand im Berend Lehmann Museum, das nach dem berühmten jüdischen Hofjuden (1669–1730) benannt ist, unterstützt den Erinnerungsprozess an Familienmitglieder



Besuch auf dem Jüdischen Friedhof Halberstadt: die Zeitzeugen und die Arbeitsgemeinschaft „Jüdisches Halberstadt“ des Gymnasiums Martineum.

Die Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt lud für März 2003 fünf jüdische Zeitzeugen aus Tel Aviv, New York und London ein. Sie konnten mit Hilfe der vom WJC organisierten Kindertransporte Deutschland 1939 verlassen und verbrachten ihre Jugend in England und Palästina.

Die Zeitzeugen erklärten sich bereit, Interviews zu geben und aus ihrem Leben zu erzählen. Jutta Dick, die Geschäftsführerin der Moses Mendelssohn Akademie, organisiert die Begegnungen zwischen Kindern und Jugendlichen aus Halberstadt und den Gästen aus Israel und den Vereinigten Staaten. Sie berichten von ihren Kindheitserinnerungen, unterstützt durch Besichtigungen der ehemaligen Wohn- und Geschäftsorte der Familien Cohn und Lindheimer, der Jüdischen Schule, der Klaussynagoge und dem alten Grundstück der Synagoge in der Bakenstraße 56, die 1939 auf Befehl der Nazis abgerissen werden musste. In den Räumen des Berend Lehmann Museums erzählen die Zeitzeugen von ihren Erlebnissen in Halberstadt vor 1933 und vom Wandel der Mentalität der „arischen“ Nachbarn nach Bekanntgabe der Nürnberger Gesetze.

„Die Kinder sagten uns, sie dürften nicht mehr mit uns sprechen,“ sinniert Frau Biran. Ruth und Lilly erinnern sich, wie sie auf dem

und Halberstädter Bekannte und Freunde. Ein Foto auf dem Bahnhof in Halberstadt zeigt Lilly 1939 mit ihrer Familie vor ihrer Abreise nach England. Es ist das letzte gemeinsame Foto mit ihren Eltern (DIALOG 16, 3/2002, S. 3).

Lillyan Rosenberg liest aus ihrem Kindertagebuch vor, das sonst im Jüdischen Museum in Washington D.C. ausgestellt ist. Sie beginnt ihre Aufzeichnungen im Januar 1939 noch in Deutschland. Lillyan Rosenberg verließ am 18. Juli 1939 fluchtartig ihre Heimat mit einem der vielen Transporte über die Niederlande nach England. Dort verbrachte sie ihre Jugend in einer christlichen Familie in Turnbridge Wells. Im Sommer 1944 schließt sie das Tagebuch mit den Worten ab: „Hope it will all turn out well.“ Den letzten Brief ihrer Familie erhielt sie im April 1942, kurz vor der Deportation der Eltern. Das Schicksal ihrer Eltern, Margarethe und Ernst Cohn, blieb anfangs ungewiss, bis die deutschsprachige Zeitung AUFBAU eine Liste der deportierten und ermordeten Juden aus Halberstadt herausgab. Sie wurden vermutlich am 12. April vom Domplatz der Stadt mit einem Sammeltransport in Konzentrationslager deportiert. Niemand von ihnen kehrte zurück. 1946 wanderte Lillyan Rosenberg, geb. Cohn mit ihrem Bruder Werner Cohn nach New York aus.

Einer Freundin, ebenfalls gebürtige Halberstädterin, erging es ähnlich. Ruth Oppenheimer, geborene Lindheimer konnte mit den Kindertransporten nach England fliehen und wohnte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bei einer Pflegefamilie in Cambridge. Nach dem Krieg gelangte sie mit einem amerikanischen Militärschiff nach New York zu ihrem Vater. Dieser hatte Deutschland schon vor 1939 verlassen, konnte aber seine Familie nach dem Grünspan-Fall in Paris nicht nachkommen lassen oder selbst wieder zurückreisen. Ruth Oppenheimers Großmutter und ihre Mutter Nanny Lindheimer konnten nicht fliehen und wurden ermordet. Frau Oppenheimer hat das Geschäft ihrer Eltern, einen Rohproduktenhandel und das Haus ihrer Großmutter in der Plantage, nur noch schwach in Erinnerung. „Ich kann mich nicht mehr an viel erinnern, but it's lovely here.“

In New York trafen Ruth Lindheimer und Lillyan Cohn sich wieder. Die Freundinnen heirateten jüdische Immigranten, die selbst mit Kindertransporten fliehen konnten: Henry Oppenheimer aus Köln und Gerald Rosenberg aus Göttingen.

Die dritte Zeitzeugin ist Judith Biran, geborene Winter. Sie emigrierte im gleichen Jahr nach Palästina zu ihrer dort lebenden Schwester. Für die zionistisch geprägte Familie Winter hatte eine Emigration nach Palästina/Israel vorrang. Noch heute wohnt die 82jährige in Tel Aviv. Seit etlichen Jahren sucht Frau Biran ihre alte Heimat auf, die sie als Jugendliche verlassen musste, und knüpft neue Freundschaften zu Halberstädter Bürgern. „Ich bin auf der Suche nach meiner verlorenen Jugend. Noch habe ich sie nicht finden können.“ Immer wieder geht sie durch die Dominikanerstraße, in der ihr Elternhaus stand, um Erinnerungen wach zu rufen. Da sie als 18jährige die Stadt verließ, weiß sie noch sehr viel über das Leben und die Menschen Halberstadts vor 60 Jahren und kann so der Historiographie sehr behilflich sein.

Das Besuchsprogramm der Moses Mendelssohn Akademie kann das Zeitzeugenprojekt mit Mitteln der Stiftung „Erinnern, Verantwortung und Zukunft“ finanzieren.

Rebecka Andrick, Oldenburg

**Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt**

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Erziehung zu Toleranz?

Gedanken zu viel strapazierten Begriffen in Zeiten allgemeiner Sparmaßnahmen

Als es im Juli 2000 zum Anschlag auf jüdische Einwanderer in Düsseldorf kam, überschlugen sich die Medien mit Berichten über Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus. Seitens der Politiker wurden Lichterketten besucht und im Schnellverfahren millionenbestückte Handlungsprogramme gegen Fremdenfeindlichkeit aufgelegt. Heute, beinahe drei Jahre nach den Ereignissen, ist das Interesse wieder abgeflaut. Von einigen Seiten wird, vor allem im Zuge knapper werdender Staatskassen, bereits nach dem Sinn solcher Programme gefragt. Die jüngste Evaluierung von Prof. Roland Roth (Universität Halle) unterstreicht, was viele Engagierte bereits wissen: Programme zur Förderung von Toleranz und gegen Fremdenfeindlichkeit dürfen keine Schnellschüsse sein und nach ein bis zwei Jahren wieder den allgemeinen Sparzwängen zum Opfer fallen, wie sie es gerade tun.

Viele Projekte entstanden mit Mitteln der Bundesregierung in den vergangenen drei Jahren. Einige Ansätze der Arbeiten müssen dabei sicherlich kritischer betrachtet werden. Beinahe inflationär wurde von einer „Erziehung zur Toleranz“ im Zusammenhang mit Jugendlichen gesprochen. Außer Acht gelassen wurde, dass Rechtsextremismus und Xenophobie bei weitem keine Jugend-Probleme sind. Studien, wie beispielsweise von Prof. Richard Stöss (FU Berlin), belegen, dass es vor allem unter den 30-50jährigen Deutschen hohe Anteile latenter und offener Fremdenfeindlichkeit gibt. Auch die Fokussierung auf die neuen Länder gestaltet sich schwierig. Statistisch belegt ist, dass es in den neuen Ländern einen höheren Anteil an Xenophobie und fremdenfeindlichen Übergriffen gibt, allerdings wird die besondere Si-

tuation in diesen Ländern oft ignoriert. Bleibt der Versuch zu einer „Erziehung zur Toleranz“ oder der Förderung interkultureller Bildung angesichts überwiegend homogener Schulklassen, Hochschulseminare und Behörden in Bundesländern wie Brandenburg mit weniger als 3% Ausländeranteil nicht ein Theorem? Ist nicht mancher Ansatz mehr gewollt als gekonnt, da interkulturelle Kompetenzen nur im täglichen Leben mit anderen Kulturen erworben werden können? Bleibt es nicht hypothetisch, Konflikttrainings mit Freunden und Kollegen zu absolvieren, wenn ich nicht weiß, wie ich in Ermangelung dessen, auf Fremdes tatsächlich reagiere? Sind Handlungsprogramme nicht überflüssig solange Politiker mit ihren Reden über Überfremdung und Arbeitslosigkeit neue diffuse Ängste schüren? Bleibt nicht mancher gut gemeinte Ansatz selbst in Klischees und Vorurteilen stecken, wenn sich die Begegnung mit dem Fremden auf das neugierige Betrachten der kulturellen Unterschiede reduziert?

Es wird viel von Toleranz gesprochen, aber kann man Menschen zu Toleranz erziehen? Wer soll das tun? Was ist Toleranz überhaupt? Gibt man sich am Ende mit „Fußball für Toleranz“ oder „Tanzen gegen Rechts“ zufrieden und vermarktet es als erfolgreiche Arbeit gegen Gewalt und Fremdenfeindlichkeit? Zugegeben, die Formulierung „Erziehung zu Toleranz“ klingt holprig und unbeholfen. Sie impliziert, dass Toleranz kein Wert unserer heutigen Gesellschaft ist und deshalb vermittelt werden muss. Allerdings ist es fraglich, ob Werte mit schulbildnerischen Maßnahmen vermittelt werden können, wenn sie nicht zum Erscheinungsbild der Gesellschaft gehören. Sprich, was ist

Toleranz, wenn sie von manchen als Wegsehen verstanden wird oder von manchen nur als die eigene Toleranz verstanden wird, so dass in Bayerischen Schulen zwar Kreuzfixe hängen aber muslimische Schülerinnen nicht mit Kopftuch zum Unterricht erscheinen dürfen.

Der Begriff Erziehung ist ebenfalls problematisch. Es stellt sich die Frage, welche Wertmaßstäbe gelten sollen. Ist es nicht gar ein Widerspruch, von Toleranz zu reden, aber intolerant mit einem einzigen Erziehungskonzept zu agieren, nämlich dem des jeweiligen Pädagogen? Wie geht man mit der Tatsache um, dass es unterschiedliche Auffassungen von Erziehung in Ost und West gibt? Pädagogisches Personal im Osten hat nicht selten mit der Erfahrung der Vergangenheit und dem kompletten Wegbruch bestehender Werte, zu kämpfen. Nicht selten zogen sie nach der Wende die Konsequenz, dass Erziehung ein unpolitischer Bereich (Wertneutralität) ist, was z.T. sicher die nun bestehende Situation mit beeinflusst hat. Man hat in vielen Bereichen lieber weggeschaut und nichts gesagt.

Wenngleich sich die Voraussetzungen für interkulturelle Projekte seit dem Regierungswechsel sichtlich verbessert haben, besteht die größte Gefahr momentan darin, dass im Zuge der allgemein angespannten Finanzsituation Initiativen wieder vor dem Aus stehen. Viele der aufgelegten Regierungsprogramme funktionieren nur mit durch die Antragsteller eingebrachten Kofinanzierungen. Diese kommen aus den Ländern und Kommunen, die besonders von den Sparmaßnahmen betroffen sind. Für viele Projekte ist das Fortbestehen daher fraglich, abgesehen davon, dass nur wenige Initiativen eine solch komplexe Antragsstellung bewerkstelligen konnten. Auch anhaltende Kürzungen im Bereich von Jugend und Bildung arbeiten gegen die Strukturen, die man mit den Handlungsprogrammen stärken wollte. Es stellt sich also die Frage, bei aller Schwierigkeit des Ansatzes, zu Toleranz erziehen zu wollen, ob dies immer nur für kurze Legislaturen einer Negativpresse steht, oder auf Langfristigkeit angelegt werden. Förderung von Toleranz ist nur mit stetiger Anstrengung in allen gesellschaftlichen Bereichen möglich. Vor allem aber wird sie überflüssig, wenn sie mit Mittelkürzungen in den Bereichen Soziales, Jugend, Bildung und Wissenschaft einhergehen.

Claudia Frenzel



Foto: Tobias Barniske

Mit Leben und Werk des Sexualreformers Magnus Hirschfeld beschäftigte sich vom 11.-13. Mai 2003 eine internationale Konferenz in Potsdam, die das Moses Mendelssohn Zentrum aus Anlaß des 135. Geburts- und des 69. Todestages des Wissenschaftlers veranstaltete (siehe DIALOG 18, 1/2003). Im Bild die Referenten des 1. Konferenztags, v.l.n.r. Dr. Marita Keilson-Lauritz, Alexandra Ripa und Ralf Dose.

„... Zur Erinnerung an alte russische Sabbate“ Neues in der MMZ-Bibliothek

In den letzten zwei Jahren sind neben dem systematischen Ankauf von Neuerscheinungen drei kleinere Sammlungen in die Bibliothek des MMZ eingegangen, die eine interessante Ergänzung des bisherigen Bestandes bilden. Es handelt sich um einen Teil der Nachlaßbibliotheken von Jürgen Landeck und Eike Geisel und um eine Spezialsammlung von Alexander von Bormann.

Jürgen Landeck, 1923 in Magdeburg geboren, kann Mitte 1939 mit der Jugendalijah nach Palästina emigrieren. Er wird Angehöriger der Haganah, der zionistischen militärischen Untergrundorganisation in Palästina. Von 1941 bis 1946 leistet er freiwilligen Kriegsdienst in der englischen Armee und beteiligt sich am Unabhängigkeitskrieg 1948 und dem Sinai-Feldzug 1956. Landeck studiert Wirtschaftskunde und kehrt 1964 nach Deutschland zurück, wo er bis zu seinem Tod 1988 Leiter der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde in Berlin ist.

Trotz seines Bücherberufes legte er eine große private Bibliothek an, die seine vielfältigen Interessen spiegelt. Seiner Familie war es eine Herzensangelegenheit den Judaica-Teil der hinterlassenen Bücher in guten Händen zu wissen und deshalb bot sie ihn dem Moses Mendelssohn Zentrum an. Unter den ca. 400 Bänden befinden sich zum Teil sehr wertvolle Titel, wie eine prachtvolle Ausgabe der „Ge-

schichte der deutschen Juden. Ein Hausbuch für die jüdische Familie“ von Adolph Kohut, eine Anthologie „Hebräische Melodien“ 1907 von Julius Moses herausgegeben, die „Geschichte der jüdischen Ärzte“ von Richard Landau, verlegt von Samuel Karger sowie die vollständige Ausgabe der Schocken-Bücherei. Zahlreiche Exlibris regen zu Spekulationen über den Weg einzelner Titel an. So findet sich neben unzähligen Namen der Stempelaufdruck „Fascio Giovanile Ebraico Trieste“ in einigen Exemplaren, daneben so anrührende Widmungen wie „Miron und Fanja zur Erinnerung an alte russische Sabbate“. Sie stammt vom Herausgeber der „Häuslichen Sabbatgesänge“, Arno Nadel und ist auf den 26. Februar 1937 datiert.

Die kleine Sammlung ist geschlossen aufgestellt und wird zur Zeit katalogisiert.

Eike Geisel, geboren 1945 und 1997 im Alter von 52 Jahren verstorben, war ein unversöhnlicher Kritiker der deutschen Linken in ihrem Verhältnis zu Israel. Ebenso heftig kritisierte er den latenten Antiamerikanismus und Antisemitismus der deutschen Friedensbewegung. Er studiert Soziologie in Bonn, Köln und Berlin und ist bis 1981 Hochschullehrer in Niedersachsen. Bekannt wurde er als Autor, Publizist und Übersetzer u.a. von Texten von Hannah Arendt. Ein kleiner Teil seiner nachgelassenen Bibliothek wurde dankenswerter

Weise dem Moses Mendelssohn Zentrum übergeben. Dabei handelt es sich vorwiegend um Judaica und zeitgeschichtliche Werke. Die Bibliothek freut sich besonders in der Sammlung von Eike Geisel eine fast vollständige Ausgabe der von Karl Schwarz im Verlag für jüdische Kunst und Kultur Fritz Gurlitt herausgegebenen Reihe „Jüdische Bücherei“ vorzufinden. Schwarz war der erste Direktor des jüdischen Museums Berlin, das am 24. Januar 1933 in der Oranienburger Straße eröffnet wurde.

Neben solchen bibliophilen Ausgaben bilden verschiedene Werke zu Palästina, Israel zwischen Staatsgründung und „Sechs-Tage-Krieg“ und das Verhältnis Deutschlands zu Israel den Schwerpunkt der Sammlung.

Prof. Alexander von Bormann, bis zu seiner Emeritierung Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität von Amsterdam und Präsidiumsmitglied der Erich Fried-Gesellschaft, überließ dem Moses Mendelssohn Zentrum eine knapp 1.000 Bände umfassende Sammlung, die vordem seinen Studien zur Literatur der Weimarer Republik und der Literatur von 1933 bis in die Nachkriegszeit diente. Zwei Drittel sind Quellenwerke völkischer und nationalsozialistischer Literatur, Belletristik vor 1933, Volkskunde, jugendpolitische Schriften, Kinderbücher, Gesinnungsliteratur, Soldaten- und andere Liederbücher. Der übrige Teil besteht aus Sekundärliteratur zur Literaturgeschichte und Forschungsliteratur zum Nationalsozialismus, Literatur zu Exil und

Fortsetzung auf S. 6

Goldhagen, der Vatikan und die Judenfeindschaft

Sechs Jahre nach seinem umstrittenen Bestseller „Hitlers willige Vollstrecker“ hat der amerikanische Publizist und Politologe Daniel Jonah Goldhagen mit seinem Buch „Die katholische Kirche und der Holocaust“ erneut öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Seine These ist, dass vor allem der Vatikan zu der antisemitischen Grundstimmung beigetragen habe, die sich in Europa seit dem 19. Jahrhundert mit den bekannten verheerenden Auswirkungen im 20. Jahrhundert ausweitete. Ein Protest gegen die tödliche Diskriminierung der Juden durch Pius XII. wäre nach Auffassung Goldhagens einem Schuldeingeständnis gleichgekommen, denn: „Die Massenvernichtung war eine logische Verlängerung des Antisemitismus, den die Kirche selbst verbreitet hatte.“ Die Vorwürfe sind nicht neu. Neu aber ist die Radikalität der „moralischen Prüfung“ der Frage von Schuld und Sühne. Goldhagen will, so scheint es, die älteste moralische Großmacht Europas der liberalen Moderne unterwerfen. Der überwiegende Teil der deutschsprachigen Rezensionen verurteilt den „Furor“ der Anklage Goldhagens, besonders heftige



Kritik üben Vertreter der katholischen Kirche und werfen dem Buch „verfälschende“ Darstellung vor – aber auch Historiker monieren

„grobe wissenschaftliche Fehler“. Wie schon in der ersten Goldhagen-Debatte ist das Echo in amerikanischen und jüdischen Medien auch diesmal differenzierter und positiver als in Deutschland. *Menora 2003* dokumentiert die wichtigsten Rezensionen und hat sich für Theologen und Historiker als Forum für eine vertiefende, wissenschaftliche Diskussion zur Verfügung gestellt. Zu Wort kommen die vom Vatikan eingesetzte „Kommission für religiöse Beziehungen zum Judentum“, Rainer Groothuis OP (Eine kirchliche Widerrede), Gerhard Besier (Amerikas Holocaust-Kultur als „Christianisierung“ des Massenmords an den europäischen Juden), Olaf Blaschke (Hitlers willige Katholiken?), David Kertzer (Die Päpste gegen die Juden), Julius H. Schoeps (Der Fall Edgardo Mortara), Klaus Berger (Antijudaismus im Neuen Testament) und Rudolf Kreis (Zur Genealogie des „Verbrechens ohne Verbrecher“).

Das „Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte“ ist im Mai erschienen und im Buchhandel unter der ISBN 3-8257-0330-4 für Euro 18,90 erhältlich.

red

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Mit fast Euro 300.000 wird GIF, die Deutsch-Israelische Stiftung für Wissenschaftliche Forschung und Entwicklung, von 2004 bis 2006 ein Projekt über die Entstehung der modernen jüdischen Buchkultur in der Epoche der jüdischen Aufklärung finanzieren. Das Projekt wird von den Aufklärungsforschern Prof. Zohar Shavit (Universität Tel Aviv), Prof. Shmuel Feiner (Universität Bar Ilan) und Prof. Christoph Schulte (MMZ Potsdam) geleitet.

Das Forschungsprojekt wird durch Bibliotheksrecherchen in ganz Europa und Israel die Bibliographien der ca. 50 wichtigsten Autoren der jüdischen Aufklärung, hebräisch Haskala, und damit die „Bibliothek der Haskala“ rekonstruieren. Sämtliche wissenschaftlichen und literarischen Druckwerke der Haskala von 1755–1812 werden zunächst in einer Datenbank erfasst, um der Forschung so einen Überblick über die wissenschaftliche und kulturelle Produktion der jüdischen Aufklärung zu verschaffen. Zur Entstehung der modernen jüdischen Buchkultur gehören überdies die Lebensläufe der Autoren, die Geschichte der jüdischen Verlage sowie Auflage, Übersetzung, Verbreitung und Rezeption der Bücher.

Informationen und Kontakt:

Prof. Dr. Christoph Schulte, MMZ

Tel.: 0331-28094-0, Fax: 0331-28094-50

Unter dem Titel „Bekehrungseifer, Judenangst und Handelsinteresse. Amsterdam, Hamburg und London als Ziele sefardischer Migration im 17. Jahrhundert“ legte Hiltrud Wallenborn, wissenschaftliche Mitarbeiterin im MMZ, ihre Dissertationsschrift vor. Mit dem bei Georg Olms erschienenen Buch erweiterte der Verlag seine HASKALA-Reihe um Band 27.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts siedelten sich in Amsterdam, Hamburg und London – Städten, in denen zu diesem Zeitpunkt



ISBN 3-487-11864-5

keine Juden lebten – sefardische Juden an. Die vorliegende Studie setzt sich mit der Frage auseinander, ob und inwieweit sich die drei neu entstandenen sefardischen Gemeinden im 17. Jahrhundert „erfolgreich“ entwickeln konnten, worin dieser

„Erfolg“ gegebenenfalls bestand und welche Rolle dabei das jeweilige christliche Umfeld spielte. Zu diesem Zweck werden in einem ersten Schritt Unterschiede und Übereinstimmungen in den religiösen, politischen und wirtschaftlichen Strukturen der einzelnen Städte beleuchtet. Der Mittelteil der Arbeit analysiert ausführlich die innerhalb dieser Kontexte geführten Tolerierungsdebatten und bringt so die jeweils vorherrschenden christlichen Vorstellungen von Juden und Judentum, die die Judenpolitik bestimmten, zutage. In einem letzten Schritt wendet sich die Studie dann den sefardischen Gemeinden selbst zu: Eine eingehende Betrachtung der wirtschaftlichen, religiösen und sozialen Situation der Gemeindeglieder, die mit Rückbezügen auf die Ergebnisse der vorhergehenden Analysen verknüpft wird, sucht die eingangs gestellte Frage, inwieweit und aus welchen Gründen die Geschichte der drei Gemeinden tatsächlich eine Erfolgsgeschichte war, zu beantworten.

Fortsetzung von S. 5

Widerstand. Auf den ersten Blick ungewöhnlich oder in der Mischung befremdlich, stellen die zusammengetragenen Bücher doch eine außergewöhnliche Sammlung dar, die für Antisemitismusforschung und Literaturwissenschaft gleichermaßen interessant sein kann.

Karin Bürger

„Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“

Internationale Theodor Lessing-Tagung
vom 16.–18. Oktober 2003

In dem 1919 erschienenen Werk „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ kam der Verfasser, Theodor Lessing, zu der ernüchternden Erkenntnis, daß die Geschichte weder das Leben noch die Wahrheit spiegle, daß sie aber vor allem keine Wissenschaft sei. Die Geschichte, im Sinne der historischen Überlieferung, stelle vielmehr einen Mythos dar.

Genau sieben Monate nach Hitlers Machtübernahme wurde Lessing am 31. August 1933 im tschechischen Marienbad liquidiert. Joseph Goebbels, der auf Lessings Kopf eine Prämie von 80.000 Reichmark ausgesetzt hatte, verweist zwei Tage nach dessen Tod auf dem Nürnberger Parteitag auf die erfolgreiche „Abschüttelung dieses Jochs“. Und Thomas Mann notiert in sein Tagebuch: „Mir graust vor solch einem Ende, nicht weil es das Ende, sondern weil es so elend ist und einem Lessing anstehen mag, aber nicht mir.“

70 Jahre nach seinem Tod wird erstmalig eine Konferenz veranstaltet, die sich fachübergreifend mit dem Leben und Werk des Kulturkritikers und politischen Feuilletonisten Theodor Lessing (1872–1933) auseinandersetzt. Fachwissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen, die sich mit Lessings Philosophie, seiner Kulturkritik und seiner Stellung zum Judentum beschäftigen, werden in Potsdam zusammenkommen. Den Eröffnungsvortrag am 16.10. hält der Schriftsteller und bekennende Lessingianer Günter Kunert. An den beiden folgenden Tagen werden u.a. sprechen: Martine Benoit (Lille), Barbara Beßlich (Freiburg), Andrea Boelke-Fabian (Frankfurt), Jacques Darmaun (Nizza), Elke-Vera Kotowski (Potsdam), Rainer Marwedel (Hannover), Miriam Triendl (München), Julius H. Schoeps (Potsdam), Claudia Sonino (Pavia), Jörg Wollenberg (Bremen).

Informationen und Kontakt:

Dr. Elke-Vera Kotowski
Moses Mendelssohn Zentrum
Am Neuen Markt 8
D-14467 Potsdam

Tel.: 0331-28094-12

Fax: 0331-28094-50

eMail: kotowski@rz.uni-potsdam.de

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8

D – 14467 Potsdam

Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450

Internet: www.mmmz-potsdam.de

e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt

Rosenwinkel 18

D – 38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710, Fax: -606713

e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:

René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:

Union Aktuell GmbH

Ludwig-Erhard-Straße 7

D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank

BLZ: 160 800 00

Konto-Nr.: 4200 7575 00



Wer redet, ist nicht tot

Vor 125 Jahren wurde der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber geboren

Wenige Wochen vor seinem Tod im Juni 1965 veröffentlichte der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber in der englischsprachigen israelischen Zeitschrift „New Outlook“ einen Aufsatz, der als eine Art politisches Vermächtnis gelten kann. Unter der Überschrift „Es ist an der Zeit, einen Versuch zu machen!“ plädierte Buber für eine friedliche Koexistenz zwischen den Völkern und einen neuen Anlauf in den wechselvollen Bemühungen um eine jüdisch-arabische Verständigung.

„Es besteht“, hieß es in dem Aufsatz des damals 87-Jährigen, „für mich kein Zweifel daran, dass es die Schicksalsfrage des Nahen Osten ist, ob eine Verständigung zwischen Israel und den arabischen Völkern zustande kommt, solange noch die Möglichkeit dazu besteht. Damit ein so großes, fast präzedenzloses Werk gelingt, ist unerlässliche Voraussetzung, dass geistige Vertreter der beiden Völker miteinander in ein echtes Gespräch kommen, in dem sich gegenseitige Aufrichtigkeit und gegenseitige Anerkennung verbinden.“

Wer war dieser Mann, dessen Worte heute noch genauso aktuell klingen wie vor 40 Jahren, als sie formuliert wurden? Wer war dieser Denker, der glaubte, ein ohne Vorbehalte geführtes Gespräch könne helfen, die Konfliktlage im Nahen Osten zu entschärfen? Es ist eine schwierige, fast unlösbare Aufgabe, Buber und seine Aktivitäten so zu würdigen, wie sie es eigentlich verdienen. Fest steht, dass Buber in vielschichtiger Weise das Denken im 20. Jahrhundert beeinflusst hat und, dass er deshalb heute zu Recht als einer der wichtigsten Repräsentanten des modernen Judentums bezeichnet wird.

Auf einen gemeinsamen Nenner lässt sich all das kaum bringen, was Martin Buber in der

Philosophie, der Theologie, der Pädagogik, in der Erforschung des jüdischen Chassidismus, als Vortragender und Schriftsteller, nicht zuletzt aber als Mensch bewirkt hat. „Ich kann“, so hat er einmal erklärt, „keine der vorgeschlagenen Antworten zu meiner machen. Soweit meine Selbsterkenntnis reicht, möchte

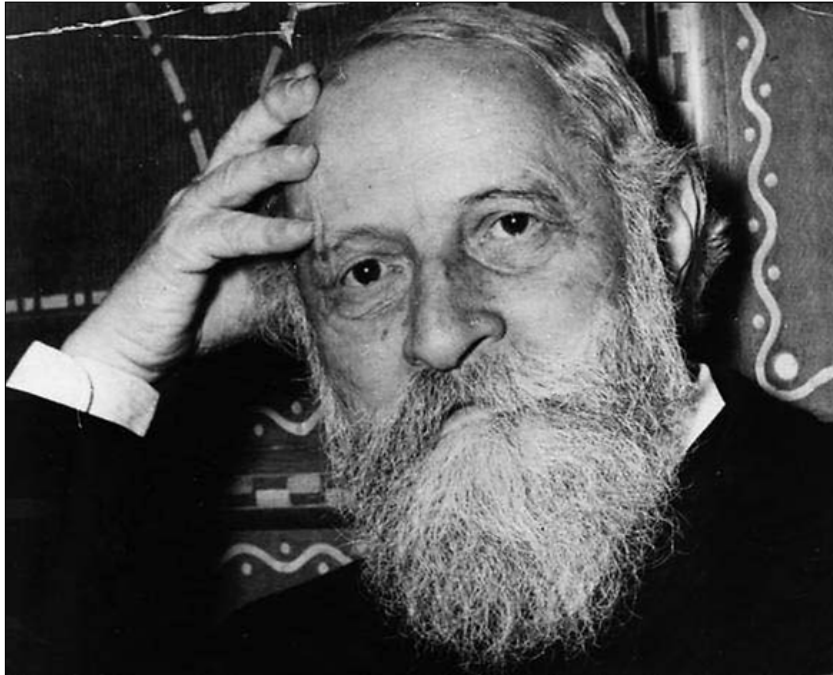
Kunstgeschichte hörte. Wichtiger aber war vielleicht noch, dass er das Wien der Jahrhundertwende kennen lernte, die Stadt also, die zu dieser Zeit eines der kulturellen Zentren Europas war.

Im Winter 1897/98 und 1898/99 finden wir Buber beim Studium in Leipzig, wo er anfing, in der zionistischen Bewegung aktiv zu werden. Vom Sommer 1899 an studierte Buber in Zürich Philosophie, daneben Philologie, Literatur und Kunstgeschichte, schließlich sogar Psychiatrie und Nationalökonomie. Theodor Herzls Zionismus beginnt, beginnt ihn immer mehr zu interessieren. „Dass mich der Zionismus erfasste und dem Judentum neu angelobte“, schrieb er in seiner Schrift „Mein Weg zum Chassidismus“ im Jahre 1917, „war nur der erste Schritt. Das nationale Bekenntnis allein verwandelt den jüdischen Menschen nicht; er kann mit ihm ebenso seelenarm, wenn auch nicht ebenso haltlos sein, wie ohne es. Wenn es ab nicht

ein Genügen, sondern ein Aufschwung, nicht eine Einfahrt in den Hafen, sondern eine Ausfahrt aufs offene Meer ist, dann vermag es wohl die Verwandlung herbeizuführen. So ist es mir ergangen.“

Bei seinen Studien war Buber auf das chassidische Schrifttum und auf das Vermächtnis des großen Rabbi Israel, genannt Ba'al Schem-Tow (1700-1760), gestoßen. Die Begegnung mit dem Chassidismus, wie die in Südpolen Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene mystisch-religiöse jüdische Bewegung genannt wird, ist ein unverkennbarer Markstein auf Bubers Lebensweg. Als er 1927 seine erste große Ausgabe chassidischer Texte vorlegte, kann

Fortsetzung auf S. 4



ich mich einen atypischen Menschen nennen. Vermutlich stammt meine Abneigung gegen die übliche exzessive Typologie letztlich aus dieser Tatsache.“

Er wurde im Februar 1878 in Wien geboren. Vor allem der Großvater Salomon Buber war es, der Martin Buber in seiner Jugend beeinflusste. Salomon Buber war lange Jahre Vorsteher der israelitischen Kultusgemeinde in Lemberg, Handelskammerrat und Direktor zweier Banken, dabei noch ein bedeutender Gelehrter und Midrasch-Forscher. In Lemberg besuchte Buber das polnische Gymnasium, erlernte die polnische Sprache und freundete sich mit der polnischen Literatur an. Als 18-Jähriger schrieb er sich im Herbst 1896 an der Wiener Universität ein, wo er Philosophie und

Die Entstehung der modernen jüdischen Buchkultur

Deutsch-israelisches Forschungsprojekt am Moses Mendelssohn Zentrum wird gefördert

Mit fast 300.000 Euro wird GIF, die Deutsch-Israelische Stiftung für Wissenschaftliche Forschung und Entwicklung, in den Jahren 2004–2006 ein Projekt über die Entstehung der modernen jüdischen Buchkultur in der Epoche der jüdischen Aufklärung finanzieren. Das Projekt wird von den Aufklärungsforschern Prof. Zohar Shavit (Universität Tel Aviv), Prof. Shmuel Feiner (Universität Bar Ilan) und Prof. Christoph Schulte (Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam) entwickelt und geleitet.

Die nach 1750 in Preußen entstandene jüdische Aufklärung, hebräisch: Haskala, markierte den Eintritt des europäischen Judentums in die Moderne. Ihre Protagonisten wie z.B. Moses Mendelssohn forderten die Beschäftigung von Juden mit säkularer, nichtjüdischer Kultur und Wissenschaft. Sie gründeten Schulen, Verlage und Zeitschriften, um ihre Ideen von Aufklärung zu propagieren. Erstmals schrieben Juden philosophische, wissenschaftliche und literarische Werke in deutscher Sprache. Zugleich entstanden jedoch auch die ersten jemals in hebräischer Sprache geschriebenen

Texte allererst die Genres der modernen hebräischen Literatur.

Das Forschungsprojekt begreift die Haskala als Aufklärungsbewegung, d.h. als ein soziokulturelles Phänomen, als ein praktisches Vorhaben, als ein innerjüdisches soziales Netzwerk und als einen vielstimmigen Chor von Meinungen. Gedruckte Texte als Mittel der Verstärkung, der Selbstverstärkung, der Propaganda und der Auseinandersetzung waren ein vitales Anliegen der Haskala. Sie prägten die öffentliche Meinung, die Lesekultur und die öffentliche Sphäre der jüdischen und der nichtjüdischen Aufklärung im deutschsprachigen Raum. Deshalb gilt es über die Texte der Haskala, ihre Aussagen und ihre Entstehungsgeschichte, ihre Druckorte, Auflagen und Verbreitung auch das ganze Milieu der Autoren ebenso wie der Leser dieser Texte zu erschließen.

Die meisten Bücher und Zeitschriften der jüdischen Aufklärung wurden in der Zeit des Nationalsozialismus aus den Bibliotheken entfernt, zerstört oder zerstreut. Bis heute müssen Forscher und Studenten mühsam in zahlreichen Bibliotheken Deutschlands, Europas und besonders Israels recherchieren, um die damals entstandenen Werke wiederzufinden. Die Hauptaufgabe des von der GIF geförderten Projekts wird es nun sein, aus diesem Puzzle der überall verstreuten Bücher zumindest virtuell wieder eine „Bibliothek der Haskala“ zusammen zu setzen.

Hier drängte sich die Arbeitsteilung zwischen deutschen und israelischen Forschern geradezu auf. Das Forschungsprojekt wird durch Bibliotheksrecherchen in ganz Europa und Israel die Bibliographien der ca. 50 wichtigsten Autoren der Haskala und damit die „Bibliothek der Haskala“ rekonstruieren. Sämtliche wissenschaftlichen und literarischen Druckwerke der Haskala von 1755–1812 werden zunächst in

einer Datenbank erfasst, um der Forschung so einen Überblick über die wissenschaftliche und kulturelle Produktion der jüdischen Aufklärung zu verschaffen. Zur Entstehung der modernen jüdischen Buchkultur in

Deutschland gehören überdies die Lebensläufe der Autoren, die Geschichte der jüdischen Verlage sowie die Auflage, Übersetzung, Verbreitung und Rezeption der Bücher.

Schlüsselthemen des Projekts sind ferner solche Fragen wie die nach der Bibliothek der Haskala als Agent und Säule einer modernen Weltansicht im Judentum, nach den Charakteristika des Lesepublikums der Haskala, nach den kollektiven Biographien von verschiedenen Typen oder Gruppen jüdischer Aufklärer oder nach Rezeptions- und Reaktionsmustern von Autoren und Leserschaft. Mit der Bibliothek der Haskala soll die politische und weltanschauliche Verfasstheit ebenso wie der Raum, die kulturelle Welt und die literarische Produktion des mitteleuropäischen Judentums an der Schwelle der Moderne neu erfahrbar werden.

Kennecke/Red.



Titelblatt der Zeitschrift „Hame'assef“ (Der Sammler) aus dem Jahr 1788. Die Ausgabe wurde, wie auf dem Titelblatt vermerkt, in der Druckerei der Jüdischen Freischule gedruckt. Das obere Porträt zeigt den jüdischen Dichter und Kaufmann Hartwig Wessely. Der Kupferstich entstand 1791, geschaffen von dem Künstler Daniel Berger.

Romane, Satiren, Komödien, Rezensionen oder Feuilletons: Die Haskala schuf neben einer säkularen jüdischen Buch- und Zeitschriftenkul-



turen der Haskala. Sie prägten die öffentliche Meinung, die Lesekultur und die öffentliche Sphäre der jüdischen und der nichtjüdischen Aufklärung im deutschsprachigen Raum. Deshalb gilt es über die Texte der Haskala, ihre Aussagen und ihre Entstehungsgeschichte, ihre Druckorte, Auflagen und Verbreitung auch das ganze Milieu der Autoren ebenso wie der Leser dieser Texte zu erschließen.

Kontakt:
Prof. Dr. Christoph Schulte
Moses Mendelssohn Zentrum
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Tel. 0331-280 94-0
Fax 0331-280 94-50

eMail: Schulte@snafu.de
Internet: www.mmz-potsdam.de

Engagement an historischer Stätte

F.C. Flick-Stiftungsrat tagte in der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt

Von Halberstadt wusste der deutsch-jüdische Schriftsteller Sammy Gronemann zu berichten, dass er „selten so viele originelle Menschen – auf einen so kleinen Ort zusammengedrängt“, getroffen habe. Lange vor ihm hatten bereits jüdische Geistesgrößen wie Berend Lehmann,

Esriel Hildesheimer und Fritz Baer hier ihre Spuren hinterlassen. Eine barocke Synagoge in der Bakenstraße – weithin sichtbar mit marmornem Kuppelbau – zeugte von einem vitalen Gemeindeleben bis in die 30er Jahre. Doch nach dem Holocaust blieben spärliche Mauerreste die einzi-

ge Erinnerung an eine traditionsreiche jüdische Gemeinde.

Erst während der 90er Jahre keimte berechtigte Hoffnung, die Geschichte der Halberstädter Juden ein für allemal dem Vergessen zu entreißen. In die teilweise rekonstruierte Klaus-Synagoge – ein seinerzeit von dem jüdischen Hofbankier Berend Lehmann gestiftetes Rabbinerseminar – zog 1995 die vom Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam unterstützte Moses Mendelssohn Akademie ein. Hier an authentischer Stelle bietet die Akademie seither Fortbildungsveranstaltungen, Seminare, Ausstellungen und Workshops an – vorrangig auch an junge Menschen aus dem In- und Ausland adressiert.

Seit längerem kooperiert die Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt nun auch eng mit der im Herbst 2001 gegründeten und in Potsdam ansässigen „F.C. Flick-Stiftung gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus

und Intoleranz“. Im vergangenen Jahr hat die Flick-Stiftung die Mendelssohn Akademie mit

15.000 Euro unterstützt, und auch heuer förderte sie wieder einzelne Projekte: So etwa die

glieder Monika Griefahn (Leiterin des Bundestagsausschusses für Kultur und Medien), Eberhard von Koerber (Vizepräsident des „Club of Rome“) und Friedrich Schorlemmer (Theologe, Publizist und Studienleiter der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt) nach Halberstadt gekommen.

Jutta Dick, die Geschäftsführerin der Moses Mendelssohn Akademie, machte die prominenten Gäste mit Aufbau, Struktur und Arbeitsweise ihrer Einrichtung wie auch des Berend-Lehmann-Museums vertraut. Bei der Ausgestaltung des Museums hatten sich Studenten des Fach-

bereiches Jüdische Studien der Universität Potsdam stark engagiert.

In den vergangenen anderthalb Jahren hat die F.C. Flick-Stiftung 29 Projekte mit einem Fördervolumen von insgesamt 210.000 Euro unterstützt – darunter einen Jugendszene-Club in Cottbus, ein internationales Begegnungsprojekt „Sommer in Kreisau“, ein deutsch-polnisches Sommercamp in Zernikow (Polen) und die Brandenburgische Initiative „Straßenfußball für Toleranz – Flagge zeigen“. „Unsere bisherige Erfahrung zeigt“, so Geschäftsführerin Christiane Fetscher, „dass wir Jugendliche aus allen sozialen Schichten erreichen müssen – auch und gerade solche aus bildungsfernen Kreisen.“ Weitere Kooperationen zwischen der Mendelssohn Akademie Halberstadt und der F.C. Flick-Stiftung könnten dem nur gut tun.

Olaf Glöckner



Die Geschäftsführerin der MMA, Jutta Dick, führt die Gäste durch Halberstadt. V.l.n.r.: Eberhard von Körber, Jutta Dick, Monika Griefahn, Friedrich Christian Flick. Die untere Abbildung zeigt den erhaltenen Rest der 1938/39 zerstörten Synagoge (vgl. Dialog 18).

Einstudierung eines Purimspiels an der „Miriam-Lundner-Grundschule“, zu deren Auf-führung Holocaustüberlebende aus ihren heutigen Heimatländern eingeladen wurden.

Halberstädter Kinder und Jugendliche sind es auch, die seit kurzem unter Anleitung eines Archäologen und einer pädagogischen Begleiterin die Grundmauerreste der barocken Synagoge in der Bakenstraße freilegen und auf diese Weise Geschichte und Kultur des Judentums ganz plastisch kennen lernen können.

Um die Arbeit der Moses Mendelssohn Akademie nun einmal aus der Nähe zu erleben, tagte der Stiftungsrat der F.C. Flick-Stiftung direkt in Halberstadt. Stiftungsvorsitzender Friedrich Christian Flick – in der Schweiz als Inhaber einer Investment-Firma und leidenschaftlicher Kunstsammler bekannt – betonte die Absicht, bald ähnliche Projekte in Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern zu besuchen.

Neben Flick und Geschäftsführerin Christiane Fetscher waren auch die Stiftungsratsmit-



**Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt**

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Buber bereits auf ein umfangreiche Sammler-, Übersetzer-, Nacherzähler und Herausgeber-tätigkeit zurückblicken. Mit dieser Tätigkeit trägt Buber dazu bei, dass das Interesse an der ostjüdischen Spiritualität im Westen wächst.

Buber war 40 Jahre alt, als der Erste Weltkrieg zu Ende ging. Im öffentlichen jüdischen Leben war Buber bereits zu einem „Begriff“ geworden. Dazu beigetragen hat auch die 1916 begründete Zeitschrift „Der Jude“, mit der Buber ein bedeutsames Forum zur Erörterung jüdischer Gegenwartsprobleme geschaffen hatte. Der Schritt in die Wirklichkeit war aber auch ein Durchbruch im geistigen Werdeprozess. In diesen Jahren entstehen die Vorarbeiten zu seinem wohl wichtigsten Werk „Ich und Du“, das er im Jahre 1923 veröffentlichte. Was regte ihn dazu an? Im Nachwort zur Neuauflage von „Ich und Du“ bemerkte Buber 1957: „Als ich (vor mehr als 40 Jahren) die erste Skizze dieses Buches entwarf, trieb mich eine innere Notwendigkeit an...“

Mit „Ich und Du“ trat Buber in das Reifestadium seiner Entwicklung und seines Schaffens ein. Mit „Ich und Du“ ist bereits Gehalt und Gestalt der Lehre zum Ausdruck gebracht, die sich vielleicht so beschreiben lässt, dass echte Religiosität sich nur in der dialogischen Begegnung zwischen Mensch und Gott findet. Die späteren philosophischen und philosophisch-pädagogischen Schriften sind meist nichts anderes als Kommentar, Ergänzung oder Abgrenzung, sind Antwort auf Anfragen und Erwiderung auf erfahrene Kritik. Ihren literarischen Niederschlag finden Bubers Einsichten in einer Reihe von „Schriften zum dialogischen Prinzip“. Neben „Ich und Du“ sind vor allem zu nennen: „Zwiesprache“ (1943) und die aus Rundfunkvorträgen entstandene Schrift „Elemente des Zwischenmenschlichen“ (1953).

Martin Bubers Weg führte, wie das sein Biograph Hans Kohn formuliert hat, „von einer abgelösten erdfernen Geistigkeit zu der Verpflichtung des Geistes, am erdnahen, konkreten Leben in die Wirklichkeit zu treten, Körper zu werden“. Diese Hinwendung zu den Problemen des Alltags vollzog sich auf dem Gebiet des Erzieherisch-Bildenden und im politischen Bereich, sofern unter Politik mehr ver-

standen wird als nur das Agieren für Partei- beziehungsweise Gruppeninteressen. Im Sommer 1919 fand in Heppenheim, dem damaligen Wohnort Bubers, eine Tagung statt,

auf der Buber über Idee und Methode einer zu begründenden Volkshochschule referierte. Es fing die enge Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten an, vor allem mit Franz Rosenzweig, dem jüdischen Philosophen und Theologen. Die Gründung des „Freien Jüdischen Lehrhauses“, das zunächst von Rosenzweig, dann von Buber, Rosenzweig und Eduard Strauss geleitet wurde, war ein weiterer entscheidender Schritt in die Volksbildungsarbeit, die Pädagogen jeder Couleur heute noch fasziniert.

Bubers Aktivitäten in Deutschland erfuhren ein Ende, als Hitler und die Nazis an die Macht kamen. Im Oktober 1933 legte er – vor dem Entzug der offiziellen Lehrbefugnis – seine Frankfurter Professur nieder. Am 2. April 1933 veröffentlichte er einen Artikel in der „Jüdischen Rundschau“, in dem es heißt: „Das erste, dessen der deutsche Jude in dieser Probe bedarf,

ist eine neue Rangordnung der persönlich existentiellen Werte, die ihn befähigt, der Situation und ihren Wechselfällen standzuhalten. Wenn wir unser Selbst bewahren, kann nichts uns entwurzeln, und keine Gewalt der Welt vermag den zu knechten, der in der echten Dienstbarkeit die echte Seelenfreiheit gewonnen hat.“ Buber wollte mit diesen Worten seinen Glaubensbrüdern Mut zusprechen und ihnen klarmachen, dass es nicht darauf ankomme, was einem an Schrecken und Zeichen des Unrechts widerfährt, sondern wie man sich gegenüber dem Schrecken und dem Unrecht in der konkreten Situation verhält.

Bubers Bemühungen hat sein Freund und langjähriger Mitstreiter Ernst Simon später „Aufbau im Untergang“ genannt. Das war für das, was gemeint war, eine zutreffende Beschreibung. Un-

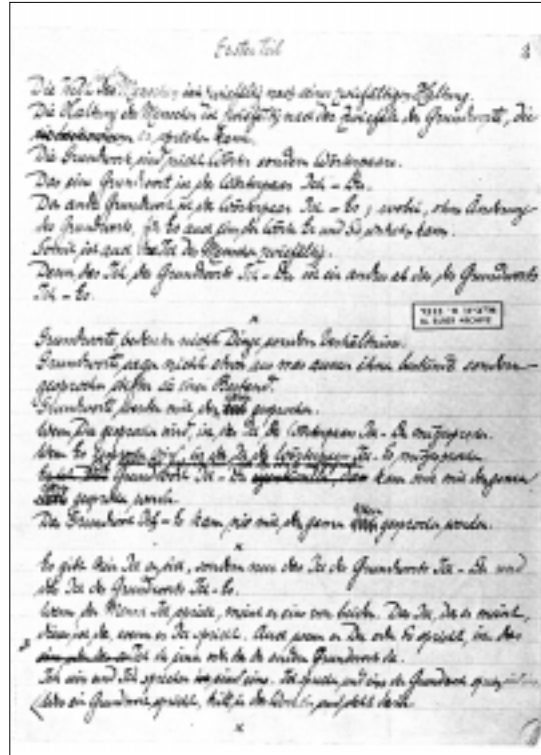
mittelbar nach dem 30. Januar 1933 konnten Buber und seine Freunde allerdings noch nicht voraussehen, zu welchen Verbrechen das Nazi-

regime sich noch hinreißen lassen würde. Irgendwann, so glaubte Buber – und er war mit dieser Ansicht keine Ausnahme –, würde der ganze Spuk ein Ende haben und es zur Wiederherstellung demokratischer Verhältnisse kommen. Als sich jedoch abzeichnete, dass damit so schnell nicht zu rechnen sei, verließ Buber wie so viele andere deutsche Juden 1938 seine Heimat – ein Land, über das sich die finstere Nacht der Barbarei gelegt hatte.

Die Verwirklichung moralischer Prinzipien und die Umsetzung des Dialog-Konzeptes

waren Themen, die Buber, in seiner praktisch-politischen Arbeit beschäftigt haben, etwa bei der Erörterung politischer Lösungsvorschläge für den jüdisch-arabischen Konflikt. Eingang fanden die Konzepte in die Debatten der Ende 1925 in Jerusalem geschaffene Bewegung „Brit Schalom“ (Friedensbund), der Buber als aktives Mitglied angehörte. Die Mitglieder dieser Gruppierung, gingen davon aus, dass Palästina in der Zukunft weder ein jüdischer noch ein arabischer sondern ein bi-nationaler Staat sein würde, in dem Juden und Araber gleiche staatsbürgerliche, politische und soziale Rechte genießen sollten – und zwar ohne Unterschied zwischen Mehrheit oder Minderheit. Bubers Vorstellungen von einer moralischen Erneuerung des Judentums, das sich nach Leitbildern eines biblischen Humanismus ausrichtet, sind heute nach wie vor aktuell. Wir leben heute zwar in einer weltpolitisch veränderten Situation, und die Lösung des Nah-Ost-Konflikts wird vermutlich nicht über den Weg einer binationalen Staaten-Lösung zu erreichen sein. Das hindert aber nicht, Bubers Vermächtnis aufzugreifen und verstärkt für eine Versöhnung zwischen Juden und Arabern einzutreten. „Ich glaube, trotz allem“, erklärte Buber anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1953 in Frankfurt in einer damals viel beachteten Rede, „dass die Völker in dieser Stunde ins Gespräch miteinander kommen können.“

Julius H. Schoeps



Faksimilie der ersten Seite von „Ich und Du“ (Quelle: Rivka Horwitz, Buber's way to „I and Thou“, Heidelberg 1978, S. 262)



Die hier abgebildete Ausgabe von „Ich und Du“ von 1965, dem Todesjahr Martin Bubers, entstammt dem Besitz des Historikers Alex Bein, dessen Nachlassbibliothek sich im MMZ befindet.

Der „Philosoph von Sanssouci“ im Potsdamer Alten Rathaus

Die Gesellschaft für Geistesgeschichte (GGG) hat sich der Aufgabe verschrieben, Problemen der Mentalitäts- und Bewusstseinsforschung nachzugehen und die Manifestationen des Zeitgeistes in den verschiedenen Epochen unserer Geschichte zu reflektieren. Stand im vergangenen Jahr das Thema „Der Orient im Okzident – Sichtweisen und Beeinflussungen“ im Mittelpunkt des jährlichen Symposiums, so richtet die 45. Jahrestagung der GGG, die vom 30. Oktober bis 1. November 2003 im Alten Rathaus in Potsdam in Kooperation mit dem Moses Mendelssohn Zentrum stattfindet, ihre Aufmerksamkeit auf die Person Friedrichs des Großen.

Das Thema der diesjährigen Konferenz „Der Philosoph von Sanssouci – Friedrich II. in seiner Zeit“ knüpft an die Tagungen „Preußischer Stil“ (1999) oder „Der Soldatenkönig – Friedrich Wilhelm I. in seiner Zeit“ (2000) an, die großen Zuspruch erfuhren und deren wissenschaftlicher Ertrag in Konferenzbänden publiziert wurde.



Für die diesjährige Herbstkonferenz, die in Verbindung mit der Wilhelm-Fraenger-Gesellschaft e.V. stattfindet, konnten namhafte Referenten mit interessanten Beiträgen gewonnen werden: So Herr Prof. Salewski (Kiel) mit dem Thema „Friedrich der Große und der Krieg“, Herr Prof. Schoeps (Potsdam) über „Moses Mendelssohn und Friedrich II.“, Frau Prof. Wilhelm (Braunschweig) zu „Friedrich II. und die Bauten von Sanssouci“ oder Herr Prof. Kittsteiner (Frankfurt/O.) über „Katte und die Jugendtheologie Friedrichs des Großen“. Weitere Themen werden der Friedrich-Rezeption im geteilten Deutschland, dem Verhältnis Friedrichs II. zur Berliner Aufklärung, seiner Gemäldesammlung oder seinem Bezug zur Musik gewidmet sein.

Kontakt:
Dr. Thomas Gerber
Universität Potsdam, Historisches Institut
PF 601553, D-14415 Potsdam
Tel.: 0331-977-1442/1036
eMail: tgerber@t-online.de

„Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte“

Eine Konferenz als Nachruf auf Theodor Lessings 70. Todestag

Mag es daran liegen, daß Lessings Flaschenpost, die er seiner Nachwelt ins Eismeer der Geschichte warf, das Bild über den kulturpessimistischen Philosophen und selbstironischen Feuilletonisten hat verschwimmen lassen? Als Verfasser der Schrift „Der jüdische Selbsthaß“ wird Lessing bis heute eher ambivalent rezipiert und dafür sein philosophisches Werk weitgehend vernachlässigt. Der siebzigste Todestag bietet daher Anlaß, sich einmal näher mit der Person Lessing, seinem Judentum und seinen philosophischen wie feuilletonistischen und politischen Schriften auseinander zu setzen. Im Oktober wird das MMZ eine Konferenz unter dem Titel „Sinngebung des Sinnlosen“ veranstalten, die das Leben und Werk des zu Lebzeiten „unzeitgemäßen“ und später zu unrecht vergessenen Denkers beleuchten will. Der Schriftsteller



Günter Kunert, der die Konferenz mit einem Festvortrag eröffnen wird, bemerkte einmal: „Eine Flaschenpost vermag stets nur einzelne Individuen zu erreichen, niemals deren Gesamtheit, sonst wäre sie keine mehr. Mich jedenfalls hat sie erreicht. Und beim Entziffern ihrer Botschaft habe ich, als handele es sich um ein Gesundheitselixier, eine Stärkung meiner selbst erfahren! Wie und wer du auch bist, du bist nicht allein. Mehr darf man von einer Flaschenpost nicht erwarten.“

Was die Konferenzteilnehmer erwartet, ist ein Tagungsprogramm, das eine Reihe von interessanten Blickwinkeln und Gesichtspunkten verspricht, die das verschwommene Bild von Theodor Lessing zu schärfen sucht.
Das Programm finden Sie auf Seite 6 des DIALOG bzw. im Internet: www.mmz-potsdam.de.

Konferenzprogramm

Donnerstag, 30. Oktober 2003

19.15 Uhr *Eröffnung*
Prof. Dr. Julius H. Schoeps
Grußwort
Prof. Dr. Johanna Wanka
Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg
19.30 Uhr *Eröffnungsvortrag*
Prof. Dr. Michael Salewski (Kiel)
„Meine Wiege war von Waffen umgeben“ - Friedrich der Große und der Krieg

Freitag, 31. Oktober 2003

09.15 Uhr
PD Dr. Ursula Goldenbaum (Berlin)
Friedrich II. und die Berliner Aufklärung
09.45 Uhr *Diskussion*
10.00 Uhr
Prof. Dr. Julius H. Schoeps (Potsdam)
Moses Mendelssohn und Friedrich II.
10.30 Uhr *Diskussion*
11.15 Uhr
PD Dr. Brunhilde Wehinger (Potsdam)
Friedrich II. und d'Alembert
11.45 Uhr *Diskussion*
14.00 Uhr
Dr. Martin Christoph Vogherr (Potsdam)
Die Gemäldesammlung Friedrichs II. von Preußen im Pariser Kontext
14.30 Uhr *Diskussion*
14.45 Uhr
Dr. Anne Kitsch (Bielefeld)
Anna Louisa Karsch, Panegyrikerin und Protégée Friedrichs II.
15.15 Uhr *Diskussion*
16.00 Uhr
Dr. Albrecht Dümling (Berlin)
Friedrich II., sein Lehrer Quantz und der deutsche Geschmack in der Musik
16.30 Uhr *Diskussion*

Samstag, 1. November 2003

09.15 Uhr
Prof. Dr. Karin Wilhelm (Braunschweig)
Potsdamer Universalismus – Friedrich II. und die Bauten in Sanssouci
09.45 Uhr *Diskussion*
10.00 Uhr
Prof. Dr. Heinz-Dieter Kittsteiner (Frankfurt/Oder)
Katte und die Jugendtheologie Friedrich des Großen
10.30 Uhr *Diskussion*
11.15 Uhr
Prof. Dr. Jürgen Angelow (Potsdam)
Die Rezeption Friedrich II. im geteilten Deutschland
11.45 Uhr *Diskussion*

„Who is Who“ des jüdischen Berlin Studierende der Uni Potsdam erarbeiten ein biographisches Lexikon

War Paul oder Paul von Mendelssohn-Bartholdy der Mitinhaber des Bankhauses Mendelssohn und Co.? Diese Frage kann künftig schnell beantwortet werden, indem man im *Biographischen Lexikon des jüdischen Berlin* nachschlägt. Zur Zeit arbeiten Studierende der Jüdischen Studien, der Geschichte und Literaturwissenschaft an der Universität Potsdam an einem umfassenden biographischen Nachschlagewerk über jüdische Persönlichkeiten des politischen und kulturellen Lebens in der Stadtgeschichte Berlins. Im Sommersemester 2003 erarbeitete ein Redaktionsteam aus 18 Studierenden unter der Leitung von Prof. Schoeps und Dr. Elke-Vera Kotowski das Konzept des Lexikons. Im kommenden Wintersemester sollen die bereits vorliegenden 800 Biographien um weitere 400 Namen ergänzt werden. Das Lexikon wird im Spätsommer 2004 im Henschel Verlag erscheinen.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Die jüdische Aufklärung Vergabe des Gleim- Literaturpreises 2003

Den Gleim-Literaturpreis, eine Auszeichnung für bedeutende Forschungsbeiträge zum 18. Jahrhundert, erhält Christoph Schulte, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum, für sein 2002 erschienenes Werk „Die jüdische Aufklärung. Philosophie, Religion, Geschichte“. Er gibt in seiner Gesamtdarstellung der jüdischen Aufklärung (Haskala) einen Überblick über die bedeutendsten Anliegen und Debatten zur Aufklärung in der jüdischen Minderheit, stellt die wichtigsten Vertreter mit ihren jeweiligen Auffassungen und Argumentationen vor und präsentiert damit ein vielschichtiges Bild der Motive und Ziele der Haskala. Die Preisverleihung findet am 24.10.2003 im Gleimhaus Halberstadt statt. Die Festrede hält Thomas Assheuer (DIE ZEIT).

Der Preis wird seit 1995 alle zwei Jahre vergeben und ist mit Euro 5.000,00 dotiert. Er erinnert an den Dichter und Literaturförderer Johann Wilhelm Ludwig Gleim (* 1719), dessen Todestag sich in diesem Jahr zum 200. Mal jährte. Ins Leben gerufen wurde die Auszeichnung durch eine private Initiative, Unterstützer sind die Stadt Halberstadt, der C. H. Beck Verlag München sowie die Kreissparkasse Halberstadt. Eine Jury, der namhafte Kenner des 18. Jahrhunderts angehören, hat den Preisträger ermittelt.

Prof. Klaus G. Saur zu Gast im MMZ

Am Mittwoch, den 5. November 2003 hält Prof. Dr. h.c. mult. Klaus G. Saur, Geschäftsführer des K.G. Saur Verlages, einen Vortrag zum Thema:

Die Zukunft des Buches

Ort: Vortragsraum des Einstein-Forums,
Am Neuen Markt 7, 14467 Potsdam
Beginn: 15.30 Uhr

Vor und nach dem Vortrag besteht die Möglichkeit, die Bibliothek des Moses Mendelssohn Zentrums zu besichtigen und Fragen an Prof. Saur zu stellen.

Konferenzprogramm „Sinnggebung des Sinnlosen“

Donnerstag, 16. Oktober 2003

19.00 *Eröffnung*
Grußworte des Enkels von Theodor Lessing
Prof. Dr. Peter Gorny
Begrüßung des Ehrengastes Tim Bontjes van Beek
19.30 *Festvortrag*
Günter Kunert: *Theodor Lessing – Der Prophet*

Freitag, 17. Oktober 2003

9.15 *Dr. Waldemar Röhrbein (Hannover)*
Das Hannover Theodor Lessings
9.45 *Dr. Elke-Vera Kotowski (Potsdam)*
Zwischen Omnipotenzdenken und Selbsthaß. Theodor Lessings Entwicklungsjahre
11.00 *Dr. Barbara Beßlich (Freiburg)*
T. Lessing und die Münchener Moderne
11.30 *Dr. Marita Keilson-Lauritz (Bussum/Niederlande)*
Theodor Lessing und der Fall Haarmann
14.00 *Dr. Martine Benoit (Lille)*
Theodor Lessing und die deutsch-jüdische Identität
14.30 *Andrea Boelke-Fabian M.A. (Frankfurt/Main)*
T. Lessing und „Der jüdische Selbsthaß“
16.00 *Dr. Claudia Sonino (Pavia)*
Theodor Lessings Reise nach Galizien
16.30 *Prof. Dr. Jacques Darmaun (Nizza)*
Theodor Lessing und Thomas Mann – Eine Kontroverse
20.00 *Jürgen Hentsch*
Lesung aus Lessings Schriften

Samstag, 18. Oktober 2003

9.15 *PD Dr. Heinz-Ulrich Nennen (Cottbus)*
Theodor Lessing und die Grenzen der Kritik
9.45 *Friedrich von Petersdorff M.A. (Fronhausen)*
Die perspektivische Konstruktion von Geschichte in Lessings beiden Büchern „Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen“
11.00 *Prof. Dr. August Schick (Oldenburg)*
Lessing und sein „Anti-Lärm-Verein“
11.30 *Prof. Dr. Jörg Wöllenberg (Bremen)*
„Rückkehr unerwünscht“ – Ada und Theodor Lessing als Bildungsreformer und Volkshochschulgründer in Hannover und Marienbad
14.00 *Miriam Triendl M.A. (München)*
Orte – Verortung – Entortung des Politischen? Theodor Lessing in Marienbad
14.30 *Stephan Lohr (Hannover)*
Theodor Lessing – ein bleibendes Ärgernis?!



„Judesein als Verpflichtung“ Gespräch mit Professor Dr. Julius H. Schoeps

Wie sehen Sie die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland? Gibt es für sie überhaupt eine Zukunft?

Professor Julius H. Schoeps: Ich denke schon. Aber nur dann, wenn die in Deutschland lebenden Juden bereit sind, sich Gedanken über diese zu machen. Ich habe allerdings den Eindruck, als ob man es bewusst vermeidet, eine wie auch immer geartete Selbstverständnisdebatte zu führen. Es fehlt der Mut, wirklich wichtige Fragen zu stellen: Was heißt das zum Beispiel, Jude zu sein in der deutschen Gesellschaft von heute? Reicht es aus, auf Tradition und Ritual zu beharren? Ist es nicht notwendig, auch von jüdischer Seite Antworten auf uns alle beschäftigende Gegenwartsfragen anzubieten? *Warum gibt es diese Debatten nicht?*

Schoeps: Ich habe den Eindruck, dass es eine der fatalen Spätfolgen der Shoa ist, dass manche Juden Schwierigkeiten damit haben, sich im Spiegel anzusehen. Manchmal habe ich sogar den Eindruck, als ob man eine geradezu panische Angst davor hat, sich selbst zu befragen. Judesein wird von nicht wenigen insbesondere als Zugehörigkeit begriffen, nicht als Bekenntnis, schon gar nicht als Verpflichtung oder gar als Aufgabe. Die meisten Gemeindeglieder haben nur unklare Vorstellungen von ihrem Judesein und entwickeln diffuse Vorstellungen von ihrer religiösen, oder sagen wir besser, konfessionellen Zugehörigkeit.

Was heißt das konkret?

Schoeps: Beispielsweise sind viele von denen, die sich als „orthodox“ bezeichnen, im täglichen Leben nicht einmal orthoprax in dem Sinne, dass sie regelmäßig den Gottesdienst besuchen, am Schabbat das Auto in der Garage lassen und sich im täglichen Leben an die Speisegesetze halten. Nichts von alledem. Was als „orthodox“ verstanden wird, ist nichts anderes, um es bissig zu formulieren, als ein „frommer Unglaube“, ein nach Belieben gebrauch-

ter Zugehörigkeitscode, der nicht das Bekenntnis meint, sondern eher einen bestimmten sozialen Status in der Gemeinde beschreibt.

[...]

Im Mendelssohn-Zentrum beschäftigen Sie sich mit der Integration russisch-jüdischer Zuwande-



rer. Kommen die Ergebnisse Ihrer Forschungen den Betroffenen in irgendeiner Form zu Gute?

Schoeps: Selbstverständlich. Seit mehr als zehn Jahren befasst sich eine Arbeitsgruppe am Potsdamer Mendelssohn Zentrum mit den Fragen der Integration. Wir organisieren internationale Konferenzen, arbeiten mit Kollegen in Israel und den USA bei Forschungsprojekten zusammen, publizieren Forschungsergebnisse und bieten Seminare mit praktischen Integrationshilfen für Zuwanderer an.

Wie sieht Ihr Verhältnis zu Israel aus? Gibt es über

die Forschungsprojekte, die Sie mit israelischen Partner-Universitäten durchführen, noch andere Aktivitäten, die Sie mit Israel verbinden.

Schoeps: Ein Teil meiner Familie lebt in Tel Aviv und ich reise mit meiner Frau regelmäßig dorthin, um diese zu besuchen. Ich nehme Beratungstätigkeiten für Regierungsstellen in Jerusalem wahr und war verantwortlicher Herausgeber der siebenbändigen Edition der Briefe und Tagebücher von Theodor Herzl. Das sind beziehungsweise waren Aktivitäten, die mir sehr wichtig sind.

Glauben Sie, dass Antisemitismus überhaupt erfolgreich bekämpft werden kann?

Schoeps: Es gibt einen Satz, der dem Dichter Goethe zugeschrieben wird, und an den ich in diesem Zusammenhang denke: „Die Welt durch Vernunft dividiert, geht nicht auf“. Damit will ich sagen, dass der Antisemitismus nicht mit Vernunftsgründen bekämpft werden kann. Ein Antisemit hört nicht auf, ein Antisemit zu sein, wenn man es von ihm fordert. Ein gutes Beispiel für diesen Typus von Antisemiten, der glaubt, sich antisemitisch äußern zu müssen, aber im Brustton der Überzeugung erklärt, kein Antisemit zu sein, ist der CDU-Abgeordnete Hohmann. Seine Bemerkungen, die Juden seien ein „Tätervolk“, wirbelt zur Zeit einigen Staub auf.

Das klingt pessimistisch. Sie glauben also nicht, dass das antisemitische Vorurteil überwunden werden kann?

Schoeps: Ich bin skeptisch, dass das gelingt. Der Aufklärung sind bei der Überwindung von Vorurteilen Grenzen gesetzt. Das darf uns aber nicht hindern; das Wort gerade dort zu erheben, wo Unrecht geschieht und Vorurteile in ihren militanten Ausprägungen das Bewusstsein und das Handeln der Menschen bestimmen.

(Text gekürzt)

Der gesamte Wortlaut des Interviews erschien im Aufbau Nr. 22, 13. November 2003.

Leibniz' Stellung zum Judentum – Leibniz's Attitude towards Jews and Judaism

Die internationale Konferenz des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien und der Leibniz-Edition Potsdam der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, in Zusammenarbeit mit der israelischen Leibniz-Gesellschaft, findet in der Zeit vom 28.–31. März 2004 im Potsdamer Kutschstall, Am Neuen Markt statt.

Die Tagung hat die Zielstellung, mit Hilfe einer ausgewählten Gruppe international angesehener Leibniz-Forscher umfassend und gültig Leibniz' Verhältnis zu Judentum und



Gotthold Wilhelm Leibniz

Juden zu erforschen, zu diskutieren und darzustellen. Besonderes Augenmerk der Teilnehmer soll den zeitgenössischen Debatten über die Kabbala und Spinoza, der sozialgeschichtlichen Erforschung des Alltags in der Residenz Hannover und der juristischen wie politischen Rolle von Juden in Leibniz' Umfeld gelten. Es ist hierbei im Ergebnis offen, ob das Alltagswirken und der Umgang von Leibniz mit Juden und seine theoretische, religiöse, philosophische, juristische oder szientifische Würdigung des Judentums als Religion und der jüdischen Literatur auseinandertreten.

Um die spezifische Haltung Leibniz' zum Judentum besser einschätzen zu können, soll diese kontrastiert werden mit Leibniz' Haltung zu anderen nichtchristlichen Religionen und Kulturen, insbesondere mit dem Islam und China. Nur über einen solchen Vergleich läßt

sich prüfen, ob das Judentum für den Christen Leibniz eine besondere, evtl. heilsgeschichtlich motivierte Stellung im Vergleich zu diesen



Raphael Levi

Studia Leibnitiana im Jahr 2005 publiziert werden.

Die Konferenz wird von Hartmut Rudolph, und Christoph Schulte, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum, organisiert.

Kontakt:

Prof. Dr. Christoph Schulte
Moses Mendelssohn Zentrum
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Tel. 0331-280 94-0
Fax 0331-280 94-50
eMail: Schulte@snafu.de
Internet: www.mmz-potsdam.de

Abbildungen: Heinekamp u.a., Leibniz und Europa, Hannover 1994, S. 39; Moses Mendelssohn. Gesammelte Schriften, Bd. 24: Porträts und Bilddokumente, Stuttgart-Bad Cannstatt 1997, S. 220.

Klein-Wien in Halb-Asien Der „Mythos Czernowitz“

Im Jahr 2004 wird in Kooperation mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam eine Veranstaltungsreihe durchgeführt, die sich dem „Mythos“ der k.u.k.-Stadt Czernowitz in der Bukowina widmet. Ein Zyklus von Vorträgen, Ausstellungen, Konzerten, Lesungen, Diskussionen, Filmvorführungen, der das gesamte Jahr umfassen wird, steht unter dem Titel „Klein-Wien in Halb-Asien. Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart“.

Tagungssprachen werden Deutsch und Englisch sein. Die Ergebnisse der Konferenz sollen in einem Tagungsband innerhalb der Reihe

„Klein-Wien in Halb-Asien. Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart“.

Darin wird der „Mythos Czernowitz“ allerdings auch kritisch untersucht, Klischees werden hinterfragt, bisher wenig oder überhaupt nicht beachtete Aspekte in der Geschichte und in den gängigen Bildern von Czernowitz kommen zur Darstellung.

Czernowitz, das ehemals hauptstädtische Zentrum der Bukowina und der k.u.k.-Monarchie rückte in den letzten Jahren immer mehr in den Blickpunkt des allgemeinen Interesses, insbesondere in Deutschland und in Österreich. Die Stadt mit einer ehemals multiethnischen und multikonfessionellen Bevölkerung (Ruthenen/Ukrainer, Rumänen, Deutsche, Polen, Juden, Orthodoxe Christen, Katholiken, Protestanten) wird heute gemeinhin als Modell für das Zusammenleben verschiedener Nationalitäten angesehen. Diese unvollständige und z. T. idealisierte Vorstellung muss hinterfragt und kritisch untersucht werden. Dies soll in dieser Veranstaltungsreihe geschehen, allerdings soll auch der „Mythos Czernowitz“ in seinen verschiedenen Facetten zur Geltung kommen.

Eines der verbindenden Elemente im Stadt- und Kulturleben von Czernowitz war die deutsche Sprache – die reiche und qualitätvolle Literatur in deutscher Sprache legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Mit der 1875 gegründeten deutschsprachigen Universität, den Schulen und Bildungsanstalten, Verlagen und einem vielfältigen Theater-, Musik- und Vereinsleben war Czernowitz ein kulturelles Zentrum in der Bukowina, das auf die Nachbarländer ausstrahlte.

„Russisch-Jüdische Immigranten in Israel, Deutschland und den USA“

Workshop in Tel Aviv vom 26.–29. Februar 2004

Vom 26.–29. Februar 2004 findet in Tel Aviv ein Workshop der internationalen Arbeitsgruppe des von der VW-Stiftung geförderten MMZ-Projekts „Integrationsproblematik russisch-jüdischer Immigranten in Israel, Deutschland und den USA“ (siehe Bericht im *DIALOG* 2/2003) statt. In den Beratungen geht es um die Untersuchung von Besonderheiten und Problemen der soziokulturellen Integri-

on von jüdischen Immigranten aus dem Gebiet der früheren Sowjetunion, die sich seit Anfang der 90er Jahre in Israel, Deutschland und den USA angesiedelt haben. Ziel ist es, Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Verhältnis von Integration und Selbstbehauptung der Betroffenen zu ermitteln und aus dem Vergleich Aufschluß darüber zu erhalten, welche Erfahrungen und Modelle von Land zu

Land in sinnvoller Weise übertragbar und kulturpolitisch nutzbar sind. Zu den Teilnehmern gehören u.a. die Projektwissenschaftler Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Prof. Dr. Willi Jasper, MA Olaf Glöckner (MMZ), Prof. Dr. Eliezer Ben-Rafael (Tel Aviv-University/Israel), Ass. Prof. Dr. Paul Harris (Augusta State University Georgia/USA)

red./W.J.

Duftende Pelmeni und dampfender Borschtsch

Elena Kossarewa kocht im "MuseumsKaffee Hirsch" traditionelle jüdische Gerichte



Im Berend Lehmann Museum und in der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt können Besucher die Geschichte und Kultur des Judentums kennen lernen. Die jüdische Küche kann im gegenüberliegenden Gebäude in der Bakenstraße probiert werden. Seit Juni werden im MuseumsKaffee Hirsch jüdische Gerichte serviert.

Es duftet nach roter Beete, hinein drängt sich der Geruch von frisch gebrühtem Kaffee und gebackenem Kuchen. Der Duft dringt aus dem kleinen Spalt zwischen den beiden Schwingtüren mit dem Bullauge. Hierdurch führt der Weg ins Reich von Elena Kossarewa. Die gelernte Bäckerin und Köchin kocht im MuseumsKaffee Hirsch. Wenn sich die Schwingtüren öffnen, und sie aus der Küche ins Kaffee kommt, ziehen die dampfenden und duftenden Speisen stets die Blicke der Gäste auf sich.

Seit Juni bietet das MuseumsKaffee Hirsch jüdische Gerichte an. „Gekocht wird nach traditionellen (russischen) jüdischen Gerichten“, erzählt Jutta Dick. Die Leiterin der Moses Mendelssohn Akademie kam auf die Idee, die jüdische Kultur nicht nur durch Hören und Sehen, sondern auch über die Zunge und Magen Museumsbesuchern und Einheimischen näher zu bringen.

Borschtsch heißt das Gericht, das heute auf dem Speiseplan steht. Die vegetarische Gemüsesuppe bringt die Köchin den Gästen, die sich auf den gemütlichen Stühlen niedergelassen haben, persönlich an den Tisch. Wenige Sekunden später steht Elena Kossarewa wieder am Herd. Pelmeni, ein weiteres Gericht steht auf der Tageskarte. Teigtaaschen mit Hackfleischfüllung, serviert mit Gänseschmalz, bereitet die Köchin frisch zu.

Wie vielfältig die jüdische Küche ist, belegen die täglich wechselnden Gerichte im MuseumsKaffee Hirsch. Zum Beispiel Falafel, Knisches oder Lekach, der traditionelle Honigkuchen, der

zum Neujahrsfest gebacken wird. Die meisten Gerichte aus der Küche des MuseumsKaffee

Zeitungen „Ewrejskaja Gazeta“ und „Jüdische Allgemeine“ aus und die Gäste können in Bro-



Das Innere des MuseumsKaffee Hirsch. Links oben das Erkennungszeichen des Hauses, ein Hirsch, nach dem Emblem des Halberstädter Unternehmens Hirsch Kupfer- und Messingwerke AG.

Hirsch entstammen dem ostjüdischen Kulturkreis, der Heimat von Elena Kossarewa. Die 34-Jährige wurde in Odessa in der Ukraine geboren und lebt seit anderthalb Jahren in Halberstadt. Die Rezepte für die Gerichte kennt sie von ihrer jüdischen Großmutter.

Hinter den Schwingtüren herrscht rege Betriebsamkeit. Pelmeni sind besonders gefragt heute. Elena Kossarewa lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Sorgfältig lässt sie die Teigtaaschen Portion für Portion ins Wasserbad gleiten. Kurz darauf geht wieder die Schwingtür auf. Apfelkuchen und frischer Kaffee mit Makronen trägt sie nun auf einem Tablett ins MuseumsKaffee Hirsch.

An den Wänden hängen Dokumente jüdischer Lebenswege in Halberstadt. Zum Beispiel Bilder

von Sammy Gronemann, der Ende des 19. Jahrhunderts in Halberstadt den Talmud studierte. Auf den Tischen liegen die jüdischen

schüren nachlesen, dass das Kaffee nach dem Halberstädter Kaufmann und Industriellen Hirsch benannt wurde. Freitags und Samstags hat das Kaffee von 12 bis 22 Uhr geöffnet, Sonntags von 10 bis 15 Uhr. Das neueste Angebot ist das Frühstück am Sonntagmorgen: gehackte Hühnerleber, Frischkäse, geräucherter Makrele, Bagels, Obst, Haminados (eine Eierspezialität der sephardischen Juden) ...

Ab und zu steckt ein Gast den Kopf durch die Schwingtür in die Küche und bedankt sich für das Essen. Für viele Gäste ist das jüdische Essen eine neue und wohl schmeckende Erfahrung.

Artikel erschienen in Halberstädter Volksstimme, 01.10.2003

Edda Kremer

Wer den Artikel in russischer Sprache lesen möchte, kann sich an die Moses Mendelssohn Akademie wenden.

**Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt**

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713



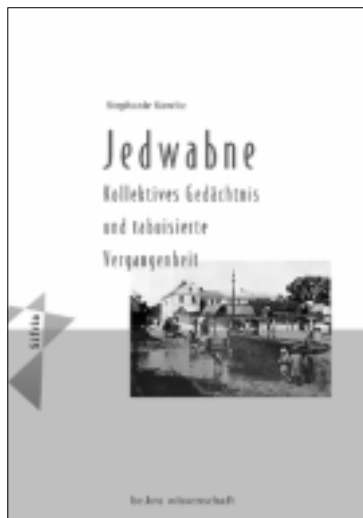
Elena Kossarewa, die Betreiberin des Kaffees, bei ihrer Arbeit

Neue Bücher des Moses Mendelssohn Zentrums im be.bra wissenschaft verlag

In der Reihe „Sifria – Wissenschaftliche Bibliothek“ des Bebra-Verlags, herausgegeben

vom Moses Mendelssohn Zentrum, erscheint im Januar 2004 der Band VI: Unter dem Titel „Jedwabne. Kollektives Gedächtnis und tabuisierte Vergangenheit“ berichtet die junge Historikerin und ehemalige Studentin der Jüdischen Studien, Stephanie Kowitz, von der kontroversen Debatte über das Pogrom von Jedwabne im Spiegel der polnischen Presse.

Im Sommer 1941 wurde die jüdische Bevölkerung des Ortes Jedwabne von ihren polnischen Nachbarn ermordet. Dieses Ereignis wird für Jahrzehnte verschwiegen und erst im Jahr 2000 von dem Soziologen Jan Tomasz Gross aufgedeckt. Mit seinem Buch „Nachbarn“ löst er eine Debatte aus, die für viele Monate die polnische Gesellschaft beschäftigt, sie zur Auseinandersetzung mit diesem ‚weißen Fleck‘ in der eigenen Geschichte zwingt und kaum anders als ‚mediale Hysterie‘ bezeichnet werden kann.



ISBN 3-937233-04-0

Stephanie Kowitz zeichnet diese Debatte im Verlauf eines Jahres nach, betrachtet die

Hintergründe und Voraussetzungen dieser Diskussion und fragt nach ihren Auswirkungen auf die junge polnische Demokratie und ihren Umgang mit der jüngsten Vergangenheit. Dabei kommt sie zu dem Urteil, dass die Diskussion über die Ermordung der Juden von Jedwabne als ein Angriff auf das kollektive Gedächtnis der polnischen Gesellschaft und ihrer Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg bezeichnet werden kann.

Diese Arbeit stellt die bislang einzige Monographie zur Jedwabne-Diskussion in Deutschland dar. Abgerundet wird sie durch einen ausführlichen Anhang, der wichtige Diskussionsbeiträge in deutscher Übersetzung versammelt und dem deutschen Leser einen eigenständigen Zugang zu dieser Debatte ermöglicht.

Stephanie Kowitz, Jedwabne. Kollektives Gedächtnis und tabuisierte Vergangenheit. Berlin 2003, Euro 24,90

In der neu etablierten und vom MMZ herausgegeben Reihe „Abenteuer Wissen“ erscheint ebenfalls Anfang des kommenden Jahres eine Einführung in die „Hebräische Bibel“.

Bei genauer Betrachtung fällt dem Leser an dem 320-seitigen Werk auf, dass es sich nicht um ein weiteres Exemplar in einer fast endlosen Reihe von Bibelkunden, sondern um etwas Besonderes handelt. Zunächst bezieht sich der Inhalt dieser Bibelkunde ausschließlich auf die Hebräische Bibel (Die Hebräische Bibel wird hierzulande als das Alte Testament bezeichnet). Das ist neu. Auch die Herangehensweise unterscheidet sich deutlich von den bislang auf dem Markt erhältlichen deutschen Ausgaben. Jedes einzelne Buch der Hebräischen Bibel wird prägnant unter sechs Aspekten beleuchtet und ana-



ISBN 3-937233-06-7

Ebenfalls im Januar 2004 wird die Reihe „Sifria – Wissenschaftliche Bibliothek“ um den Band VII ergänzt. Die in dem Buch „Der Ort des Judentums in der Gegenwart, 1989–

2002“ versammelten Beiträge wurden im Juni 2002 bei der gleichnamigen Konferenz vorgetragen. Sie begeben sich in ein Feld, daß die Politikwissenschaftlerin Diana Pinto erstmals 1996 als „Jewish Space“ bezeichnet hat. In 13 Artikeln von Autoren und Autorinnen unterschiedlicher Fachrichtungen werden die zahlreichen Facetten des „Jewish Space“ um die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert beleuchtet: Jüdisches Leben in Europa nach der Shoah und nach den politischen Umwälzungen seit dem Ende der 80er Jahre; die Existenz des Staates Israel und die von dortige Haltung gegenüber einer jüdischen Existenz in Europa; neue Einwanderung aus der ehe-



ISBN 3-937233-05-9

maligen Sowjetunion in die westlichen Länder; die Öffnung Europas und die Entstehung neuer Gemeinden und kultureller Zentren in den Ländern Ost- und Mitteleuropas;

das neue Interesse europäischer Öffentlichkeiten an jüdischer Kultur, die sie in Klezmermusik und jiddischem Theater symbolisiert sehen; die Formen von Erinnerungspolitik in Gedenkstätten und Mahnmalen und die öffentlichen Debatten über die Instrumentalisierung des Gedenkens; und schließlich auch die neue Intifada in Israel und Palästina und bereits überwunden geglaubte antisemitische Denk- und Aktionsstrukturen in Europa.

Der Ort des Judentums in der Gegenwart, 1989–2002, hrsg. v. Hiltrud Waltenborn, Michal Kümper, Anna Lipphardt, Jens Neumann, Johannes Schwarz und Maria Vassilikou, Berlin 2003, Euro 24,90

lysiert. Neben der kontextuellen Einbindung, der historischen Zuordnung und dem Aufbau nimmt der Bereich „Wichtige Themen und Texte“ eine zentrale Rolle ein. Weiterhin wird auf die Wirkungsgeschichte einzelner Figuren oder Geschehnisse eingegangen und es wird die liturgische Verwendung im synagogalen Gottesdienst beleuchtet. Eingeleitet wird alles von einer methodischen Einführung, die den Umgang mit dem biblischen Text und seiner Analyse erklärt. Um die Inhalte der biblischen Bücher zu verstehen, rundet ein historischer Abriss der in der Bibel dargestellten Zeit das Buch ab.

Diese Einführung richtet sich an einen Leserkreis, der sich besonders für die jüdische Kultur- und Geistesgeschichte interessiert. Wer diese kennen und verstehen lernen will, kommt an einer gründlichen Lektüre der Hebräischen Bibel nicht vorbei.

Susanne Galley, Katharina Hoba, Anja Kurths, Helga Völkening, Die Hebräische Bibel. Eine Einführung, Berlin 2004, Euro 22,90

red

„Yiddish iz an unikale zakh“

Prof. Dr. Gennady Estraiikh verbrachte das Sommersemester 2003 als Fellow des MMZ in Potsdam. Er unterrichtete hier Jiddische Literatur sowie Kulturgeschichte der Juden in der Sowjetunion. Mit ihm sprachen Alina Gromova und Janina Wurbs.

In Ihrem Artikel „Yiddish topics in the Sovietish Homeland“ schrieben Sie, dass Jiddisch ihre Muttersprache ist. Ihre guten Jiddischkenntnisse mussten Sie immer damit rechtfertigen, dass ihr Vater Jiddischlehrer war.

G.E.: Ich kann nicht sagen, dass Jiddisch meine einzige Muttersprache ist, aber zu Hause wurde hauptsächlich Jiddisch gesprochen.

Sind Sie in der ehemaligen Sowjetunion jemals auf Antisemitismus gestoßen?

G.E.: Es kommt darauf an, was wir unter Antisemitismus verstehen. Auf einer persönlichen Ebene – eigentlich kaum. So lange ich zur Schule ging, hatte ich keinerlei Probleme. Der erste kritische Punkt war nach dem Abitur: Ich würde das nicht als Antisemitismus bezeichnen, dieser Begriff ist zu universal. Es waren eher Restriktionen, in dem Sinne, dass es zwar keine geschriebenen Regeln gab, aber jeder die ungeschriebenen Regeln kannte. Die Menschen wussten, dass diese oder jene Universität für Juden mehr oder weniger geschlossen war. Tatsächlich hing es oft von den Menschen ab, die in der Universität die Schlüsselpositionen besetzten. Das war der erste Zeitpunkt, an dem ich mein Leben mit dem Judentum in Vereinbarung bringen musste. Danach an der Universität – überhaupt keine Probleme. Schwierigkeiten tauchten wiederum auf, als ich meine Promotion beginnen wollte. Das war eine ziemlich schlimme Erfahrung, die mich dann sogar dazu bewegte zu emigrieren. Immer dann, wenn man seinen Platz gefunden hatte, gab es keine Probleme; der Weg dahin war schwer.

Dann emigrierten Sie ...

G.E.: Ich würde es nicht Emigration nennen, da ich nach Oxford eingeladen wurde, meine Dissertation zu schreiben. „Emigration“ trifft es nicht; das wäre den Menschen gegenüber nicht gerecht, die sehr damit zu kämpfen hatten. Als ich meine Dissertation beendete, wurde in Oxford das „Oxford Institute for Yiddish Studies“ gegründet. Später unterrichtete ich auch an der „School of Oriental and African Studies“ in London.

Was war Ihre „Brücke“ von Oxford zum MMZ?

G.E.: Es war so, dass mich das Thema „Yiddish in Berlin in di tsvantsiker yorn“ interessierte. Ich denke, dass noch keine Landschaft des Jiddischen in Berlin geschaffen wurde. Es gibt nur kleine Bilder, bisher hat noch keiner ein Panorama entworfen. Daher wollte ich mich damit beschäftigen und viel lesen. Ich schrieb an Joachim Schlör, da wir uns kennen, und sagte ihm,

dass mich dieses Thema interessiert und ich einen Ort suche, an dem ich einfach sitzen und arbeiten kann. Er antwortete, dass er das Thema spannend findet und eine Möglichkeit vorhanden ist, nach Potsdam zu kommen.

Denken Sie, dass sich Potsdam von anderen Orten, in denen Sie schon gewesen sind, unterscheidet?

G.E.: Wirklich anders hier ist die beträchtliche Anzahl von Studenten, die sich für die Jüdischen Studien und für Jiddisch interessieren. Wenn man über Jiddisch spricht, und das ist mein Hauptinteresse: Neben Potsdam gibt es in Deutschland nur zwei Orte, an denen ernsthaft Jiddisch gelehrt und studiert wird – Düsseldorf und Trier. Dort ist man aber auf Jiddisch spezialisiert. Abgesehen von diesen spezialisierten



Geb. 1952 in Zaporoshe (Ukraine), Ausbildung zum Elektriker, Prosadebüt 1986, Dozent für jiddische Sprachwissenschaft am Oxford Institute for Yiddish Studies (1995-2003) und an der School of Oriental and African Studies (1996-2002) der Universität London, u.a. Direktor der jährlichen Yiddish Summer School, Korrespondent in Europa für den Forverts (zusammen mit M. Krutikov), 1988-1991 Herausgeber der Zeitschrift „Sovetish heymland“, 1994-1998 Herausgeber der jiddischen literarischen Monatsschrift „Di Pen“

Standorten ist Potsdam in Deutschland der bedeutendste Platz, an dem Jiddisch nicht als Hauptstudiengebiet, sondern als Teil der Jüdischen Studien angeboten wird.

Wie wird sich Ihrer Meinung nach die Zukunft der jiddischen Sprache, Musik, der jiddischen Kultur in Deutschland und weltweit gestalten?

G.E.: Ich weiß es nicht. In Deutschland: Ehrlich gesagt lebt Jiddisch nicht wie eine Sprache, in der die Menschen kommunizieren. Vielleicht kann man sogar vereinzelt Menschen finden, die miteinander Jiddisch reden, aber eigentlich ist Jiddisch hier eine Sprache, die gesungen wird, die auf der Bühne lebt. In der akademischen Welt gibt es eine Anzahl von Menschen, die sich ernsthaft mit jiddischen Themen beschäftigen. Wie es weitergehen wird ...? Ich denke – und ich betrachte es zynisch –, das ist davon abhängig, in-

wiefern solche Sachen gefördert werden: wenn man genug Geld bekommt, um akademische und nichtakademische kulturelle Projekte auf Jiddisch und im Zusammenhang mit dem Jiddischen finanzieren zu können, wird es sich weiterentwickeln. Aber rein auf der Grundlage von Enthusiasmus wird es kaum möglich sein. Weltweit: Einerseits lebt Jiddisch als Sprache der orthodoxen Juden ein normales Leben: man isst auf Jiddisch, man streitet auf Jiddisch, man lernt auf Jiddisch ... Es gibt aber auch eine andere Variante jiddischen Lebens – die Variante der Sprach- bzw. der Kulturbewegung. Das ist einzigartig an Jiddisch, dass diese Sprachbewegung die unterschiedlichsten Menschen anzieht. Die Menschen kommen mit den verschiedensten Ideen zu Jiddisch; es kommen solche Menschen, die sich dem *mainstream* nicht anschließen wollen und ihren eigenen Weg suchen. Wenn diese Menschen, die aus vielen Gründen nicht Teil des Hauptstroms sein wollen, auf Jiddisch stoßen, finden sie sofort eine sehr reiche Kultur, eine schöne Sprache (für wen Jiddisch schön ist) ... und Verbindungen mit Menschen, denn Jiddisch schafft, besonders in den Tagen des Internet, eine Art „virtuelle Gemeinde“.

Sie haben mehr als einen Lebensmittelpunkt: Was bedeutet für Sie „Heimat“?

G.E.: Ich weiß es nicht. Was heißt das? Es verhält sich so: Rußland ist das Land, in dem ich den größten Teil meines Lebens verbracht habe. Ich fahre gern nach Rußland, aber es ist nicht „nach Hause kommen“. Ich weiß nicht, vielleicht ist es wie bei Emigranten: „Heimat“ ist für mich dort, wo meine Familie ist. Dort bin ich zu Hause. Aber das ist überhaupt nicht so wie bei Menschen, die die ganze Zeit in dem Land leben, in dem sie geboren wurden. Daher beneide ich alle Menschen, die ihr Land, ihre Stadt, ihren Platz haben: sie haben Wurzeln. Andernfalls ist man wirklich wurzellos.

Praktizieren Sie und Ihre Familie jüdische Religion?

G.E.: Nein, überhaupt nicht. Wir sind völlig säkular. Wir sind jüdisch, aber nicht religiös.

Aber was heißt es dann, daß sie...?

G.E.: ...jüdisch sind?

Ja. Wir haben uns selbst und andere Menschen gefragt: was bedeutet das, Jüdisch-Sein?

G.E.: Sehr philosophisch! Ich nenne es „organisches Judentum“: du fühlst, daß du jüdisch bist, du bleibst jüdisch, hast eine Verbindung zur jüdischen Geschichte, eine Beziehung zur jüdischen Kultur, natürlich auch eine Bindung an Israel, selbst wenn du israelkritisch bist. Da sind keine Manifestationen des Jüdisch-Seins nötig; du mußt dein Judentum nicht beweisen, indem du in die Synagoge gehst.

Zu Ihren Zukunftsplänen: Wir haben gehört, daß Sie etwas vor sich haben, ist es etwas Konkretes?

G.E.: Ja, sehr konkret. Ab September werde ich in an der New York University sein. An

Fortsetzung auf S. 6

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Fortsetzung von S. 5

dieser Universität gibt es das erste Mal eine Professur für Jiddisch. Ich freue mich, denn New York ist *der* Platz für Jiddisch. Außerdem habe ich dort Freunde, Verwandte und so weiter. Abgesehen von der Lehre gibt es verschiedene Projekte, in die ich involviert bin.

Wie zum Beispiel die Jiddischkonferenz?

G.E.: Oh, die Konferenz ist ein kleineres Projekt. Ein Projekt wird sein – soweit ich weiß, werden wir dafür Geld bekommen –, ein Wörterbuch für die slawischen Komponenten des Jiddischen zusammenzustellen, nach dem Vorbild des sehr erfolgreichen Wörterbuches der Hebraisten im Jiddischen, herausgegeben von Niborski in Paris. Das zweite Projekt, das ich zusammen mit einem Kollegen durchführen werde, ist auf zwei Jahre geplant – mitzuhelfen beim Aufbau des akademischen Faches Jiddisch an der Petersburger Universität. Dort gibt es großes Interesse dafür. Neben anderen (schreiben, Konferenzen –) sind dies die beiden größeren Projekte.

Herzlichen Dank für das Gespräch! Wir würden uns sehr freuen, Sie wieder in Potsdam begrüßen zu dürfen und wünschen Ihnen alles Gute für die Verwirklichung Ihrer Projekte.

(Übertragung aus dem Englischen und Jiddischen: A.G. und J.W.)

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8

D – 14467 Potsdam

Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450

Internet: www.mmmz-potsdam.de

e-mail: moses@mmmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt

Rosenwinkel 18

D – 38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710, Fax: -606713

e-mail: mmmz-halberstadt@t-online.de

Redaktion:

René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:

Union Aktuell GmbH

Ludwig-Erhard-Straße 7

D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank

BLZ: 160 800 00

Konto-Nr.: 4200 7575 00

EMANUEL LASKER (24.12.1868–11.01.1941) erlangte weltweite Berühmtheit und zählte zu den bekanntesten Deutschen im Ausland. Von 1894–1921 trug er siebenundzwanzig Jahre den Titel des Schachweltmeisters, eine nie wieder erreichte Leistung.

Laskers Persönlichkeit zeichnete sich durch eine enorme Vielseitigkeit aus. Er promovierte 1900 in Mathematik, schrieb mehrere philosophische Werke, betätigte sich als Herausgeber von Schachbüchern, Schachzeitschriften und verfasste literarische Werke, darunter ein Drama (mit seinem Bruder Berthold).



ISBN 3-935035-15-2

Lasker war ein politisch denkender Mensch. Er lehnte den Nationalsozialismus vehement ab. Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten mußte er Deutschland verlassen. Seine Exilstationen waren: Holland, England, Schweiz, Sowjetunion und USA.

Im diesem Buch widmen sich Autoren verschiedener Fachdisziplinen dem Leben und Werk Emanuel Laskers. Ein besonderes Augenmerk erhalten dabei Aspekte der deutsch-jüdischen Geschichte vor 1933. Das Buch vereint Vorträge von Wissenschaftlern und Schachhistorikern, die auf der internationalen Konferenz zum 60. Todestag von Emanuel Lasker vom 12.–14. Januar 2001 in Potsdam gehalten wurden.

Emanuel Lasker: Homo ludus - homo politicus. Beiträge über sein Leben und Werk, hrsg. v. Elke Vera Kotowski, Susanna Poldauf und Paul Werner Wagner, Berlin 2003, Euro 29,00

Der preußische König Friedrich Wilhelm I. steht im Mittelpunkt des jüngst von Friedrich Beck und Julius H. Schoeps herausgegebenen Bandes „Der Soldatenkönig. Friedrich Wilhelm I. in seiner Zeit“. Das Buch versammelt die Texte einer gleichnamigen Tagung, die die Gesellschaft für Geistesgeschichte in Kooperation mit dem Moses Mendelssohn Zentrum im Oktober 2000 veranstaltete. Die Veröffentlichung zeichnet sich durch eine Vielzahl unterschiedlicher Betrachtungsweisen aus. Die wissenschaftlich-historische Sicht verschiedener Spezialgebiete wird hierbei ergänzt durch kunstgeschichtliche und gartenarchitektonische Darstellungen. Das Buch kostet Euro 30,00, ISBN 3-935035-43-8

Veranstaltungen des

Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam

im 1. Halbjahr 2004

28.–31. März 2004

INTERNATIONALE KONFERENZ

Leibniz' Stellung zum Judentum

Kutschhall, Am Neuen Markt, Potsdam

10.–12. Juni 2004

INTERNATIONALE KONFERENZ

Karl Emil Franzos und die Bukowina

gemeinsam mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam

Veranstaltungsort wir noch bekanntzugeben

Veranstaltungen der

Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

21. Januar 2004

FILMVORFÜHRUNG

„Rosenstraße“ mit anschließendem Gespräch mit ZeitzeugInnen

Kinopark Zuckerfabrik

12. Februar 2004

SZENISCH-MUSIKALISCHE LESUNG

Karl Emil Franzos: „Der Pojaz oder Lessings Nathan buchstabieren“ gelesen von Oskar Ansell mit Theo Jörgensmann (Klarinette)

Klaussynagoge

07. März 2004

PURIMSPIEL

„Esther. Ein Schattenspiel für jung und alt“ von Alex und Lotte Baerwald (1920)

Klaussynagoge

21. März 2004

AUSSTELLUNGSERÖFFNUNG

Malerei von Pavel Feinstein (bis 21.05.)

Klaussynagoge

Weitere Veranstaltungen sind geplant, die genauen Termine stehen bislang nicht fest. Sie können sich bei Fragen zu den Veranstaltungen an das MMZ unter der Telefonnummer 0331-2809412 und die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden.